



Alexander Berendt

geb. 2. Septbr. 1860

gest. 20. Febr. 1912

# Alexander Berendts

## zum Gedächtnis.

---

### Inhalt:

Vorwort von Otto Seefemann.

Reden und Ansprachen, gehalten bei den Trauerfeiern in Dorpat und in St. Petersburg.

Predigt von A. Berendts, gehalten am Stiftungstage der Universität, 12. Dez. 1911.

Der Protestantismus in Osteuropa von A. Berendts.

---

Der Aufsatz: Der Protestantismus in Osteuropa, ist mit freundlicher Genehmigung des Verlegers abgedruckt aus: Der Protestantismus in seiner Gesamtgeschichte bis zur Gegenwart in Wort und Bild. Herausgegeben von Pastor C. Werckshagen. 1221 Seiten Großquart in zwei reichillustrierten Prachtbänden. Preis M. 40.—. Reutlingen, Enßlin und Laiblin.

---

Dorpat.

Druck von C. Mattiesen.

1912.

Kommissionsverlag von J. G. Krüger in Dorpat.

## Vorwort.

---

Am 26. Februar 1912 starb Alexander Berendts. Nach den Trauerfeiern im „Theologischen Verein“ und in der Universitätskirche äußerten die Verwandten den Wunsch, daß die bei diesen Feiern gehaltenen Reden und Ansprachen gedruckt würden. Die letzte Predigt, die Berendts gehalten, am Stiftungstag der Universität, 12. Dezember 1911, lag schon im Saß vor und der Verstorbene hatte selbst noch die Korrektur gelesen; es lag nahe, sie mit den Reden zusammen herauszugeben. Von maßgebender Seite wurde angeregt, daß auch der Abschnitt aus dem „Protestantismus“, der aus Berendts' Feder stammt, mit abgedruckt werde. Die Verlagsbuchhandlung von Enßlin und Laiblin in Reutlingen hat bereitwilligst die Erlaubnis zum Abdruck erteilt, wofür ihr herzlich gedankt sei. — So ist das Gedenkbüchlein entstanden.

Das Bild des Heimgegangenen tritt aus den Reden und Ansprachen, wie wir meinen, so deutlich hervor, daß eine Charakteristik unseres Freundes nicht mehr not tut. Ihn selbst lassen wir noch einmal zu uns reden in seiner treuen, schlichten, so eindrucksvollen Predigt. Und der Abschnitt aus dem „Protestantismus“ zeigt uns ihn in der Arbeit auf einem Gebiet, das ihm besonders am Herzen lag, der Kirchengeschichte unseres Landes.

In wenigen Worten mag einleitend das Leben unseres Freundes nach seinem äußeren Verlauf gezeichnet und auf seine wissenschaftliche Arbeit hingewiesen werden.

Alexander Johannes Berendts war geboren am 2. September 1863 zu St. Petersburg, als dritter Sohn des aus Lübeck gebürtigen Kaufmanns erster Gilde Heinrich Berendts. Nach

Absolvierung der St. Petri-Kirchenschule studierte Berendts drei Jahre lang (1881—1884) in St. Petersburg Geschichte. Im Herbst 1884 bezog er die Universität Dorpat, um sich der Theologie zu widmen. Eifrig und gewissenhaft in seinem Studium, hat er im „Theologischen Verein“, dem er sich bald anschloß und dessen Präses er ein Semester lang war, befriedigende Jahre verlebt, in seiner Arbeit besonders durch N. Bonwetsch und den ihm später so nahestehenden Alexander von Dettingen beeinflusst und gefördert. Nach Erwerbung des Kandidatengrades begab sich Berendts zu weiteren kirchengeschichtlichen Studien für drei Semester nach Berlin (1891—1892). Am 15. April 1895 verteidigte er seine Magisterdissertation: Studien über Zacharias-Apokryphen und Zacharias-Legenden; am 28. April erhielt er vom Conseil die Venia legendi. Im Januar 1896 wurde er zum Dozenten gewählt. Er hat in dieser Stellung 15 $\frac{1}{2}$  Jahr lang gearbeitet. Am 16. Mai 1911 wurde er von Conseil zum außerordentlichen Professor gewählt und im Juli in diesem Amt bestätigt. Nur wenig mehr als ein halbes Jahr hat er als Professor an der Universität gewirkt. Nachdem er noch am 9. Februar 1912 einer Fakultäts Sitzung beigewohnt, sein Kolleg in der gewohnten Abendstunde von 7—8 Uhr gehalten und dann noch die Freunde zum „theologischen Abend“, wo er über „Neutestamentliche Apokryphen“ einen Vortrag hielt, bei sich gesehen, zeigten sich am Tage darauf starke Herzbeschwerden. Der Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Am Sonntag, 26. Februar, früh  $\frac{1}{2}$  2 Uhr, verschied er nach nur 15-tägiger Krankheit. Die direkte Todesursache war Herzschwäche; die Sektion ergab aber, daß ein stark entwickelter Magenkrebs, der in kurzem zu einem qualvollen Ende geführt hätte, die Kräfte schon stark angegriffen hatte.

Am Sonntag Abend bereits wurde die Leiche von Mitgliedern des „Theologischen Vereins“ in das Quartier des Theologischen Vereins getragen, in das Haus, das einst Moriz von Engelhardt besaßen und dessen Eigentümer in den letzten Jahren Professor Berendts gewesen war. Hier fand am Dienstag, 28. Februar, die Einfargungsfeier statt. Darauf wurde die Leiche in die Universitätskirche übergeführt; die Studenten der Theo-

logie begleiteten den Zug mit Fackeln. Am Mittwoch, 29. Februar, war die Trauerfeier in der Kirche. Der Chor der „Musikalischen Gesellschaft“, deren Ehrenmitglied der Verstorbene war, sang ihm aus Mendelssohns Paulus den Chor: Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben. In feierlichem Zuge gings zum Bahnhof. Die Fahnen der Korporationen des Chargierten-Konvents neigten sich in Trauer vor dem treuen Sohn der Alma Mater und wehmütig erklang auf dem Bahnhof die alte Weise: Ist einer unsrer Brüder dann geschieden. Durch die Nacht brachte der schönengeschmückte Trauerwaggon die Leiche nach St. Petersburg. Hier fand am 1. März noch eine Trauerfeier in der Petrifirche und dann die Beerdigung auf dem Smolenski-Kirchhof statt.

Und nun noch ein kurzes Wort über Berendts in seiner wissenschaftlichen Arbeit! Berendts war Kirchenhistoriker. In seiner akademischen Lehrtätigkeit hat er besonders Dogmengeschichte und Symbolik vorzutragen gehabt. Seine Vorlesungen, wie seine zahlreichen Vorträge zeigen durchweg die sorgfältigste Ausarbeitung. Und bei seiner ästhetischen und literarischen Veranlagung fehlte es seinem Stil nicht an klarem, schönem, Ausdruck, der sich hier und da zu schwungvoller Rhetorik steigerte. Der Vortrag aber war — wir möchten sagen — unfrei. Seiner ganzen Art entsprechend entschloß sich Berendts nicht zum Freisprechen. Mit vielem Fleiß memorierte er z. B. seine Predigten; wenn er aber auf der Kanzel stand, so hing sein Auge an seinem Manuskript. Eine Reihe seiner Vorträge sind im Druck erschienen, in den „Mitteilungen und Nachrichten“ und in der „Baltischen Monatschrift“. Sie behandeln Fragen aus der Symbolik, oder sie führen uns in ein Gebiet, das Berendts besonders liebte und kannte, in die baltische Kirchengeschichte, oder sie haben die älteste Kirchengeschichte zum Gegenstand; vor allem zeigen sie uns Berendts auf seinem speziellsten Arbeitsgebiet in seinen Josephusstudien.

Hier hatte Berendts die Behauptung aufgestellt, daß in altslavischen Handschriften Übersetzungen aus der aramäischen Urschrift des Josephus vorlägen, von deren Existenz man wußte, die aber nicht erhalten ist. Soweit die Abweichungen in den

altslavischen Übersetzungen bekannt waren, sah man in ihnen bisher Überarbeitungen z. T. in christlichem Sinn, die an dem griechischen Iosephus vorgenommen seien. Berendts' Behauptung wurde — besonders von dem inzwischen verstorbenen Professor Schürer in Göttingen — angegriffen; aber Berendts ließ sich nicht irre machen. In mehreren Arbeiten drang er immer weiter in dem schwierigen Gebiet vor und glaubte seiner Sache immer gewisser zu werden. Wie versiert Berendts, der Schüler Adolf Harnacks, in der einschlägigen Literatur war, zeigen eine Reihe von Abhandlungen und Untersuchungen, deren letzte nach seinem Tode in den Beiheften zu den „Mitteilungen und Nachrichten“ erschien. Sein Iosephus wurde mehr und mehr seine Hauptarbeit. Zur Kollationierung der Handschriften hat er mehrfach Reisen nach Moskau, nach Kiew, nach Kasan unternommen. Die glückliche Kombination, daß er als Kirchengeschichtler das Altslavische beherrschte, ermöglichte ihm diese Arbeit; es wird schwer halten, einen Nachfolger zu finden, der in Berendts' Studienwegen weiterarbeitet.

In seiner theologischen Gesamtanschauung war Berendts überaus konservativ. Konservativ war er seiner ganzen Art nach. Die Treue gegen die historisch gewordenen Verhältnisse unseres Glaubens und unseres Lebens war ein besonders stark ausgeprägter Zug seines Charakters. Halten und Erhalten, Feststehen mit gutem Gewissen war seine Lösung.

Daß seine Arbeit und Tüchtigkeit Anerkennung gefunden, dafür mag angeführt werden, daß er, von Adolf Harnack aufgefordert, mit Professor von Dobschütz gemeinsam an der Herausgabe der Neutestamentlichen Apokryphen in den „Texten und Untersuchungen“ arbeitete; und weiter, daß er Präses einer Kommission für die Erforschung der baltischen Reformationsgeschichte war.

Nun ruht seine fleißige Feder, gar viel unvollendete Arbeit hat er hinterlassen, mitten aus dem Schaffen uns genommen von seinem Herrn, für den zu arbeiten und zu wirken ihm Ehre und Freude war.

D. G.

## Schriften von Alexander Berendts:

1. Studien über Zacharias-Apokryphen und Zacharias-Legenden. Mag.-Diss. 1895.
2. Über das Verhältnis der Römischen zu den Kleinasiatischen Kirchen bis zum Nicänischen Concil. Antrittsvorlesung. Stud. zur Gesch. der Theol. u. Kirche. 1897.
3. Zur Christologie des apokryphen 3. Korintherbriefes. In Abhandl. A. von Dettingen gewidmet. 1897.
4. Die Bedeutung der Bekenntnisse nach der Lehre der lutherischen Kirche. Mitt. u. Nachr. 1897.
5. Die Auflösung des Deutschen Ordens in Livland. Balt. Mon. Schr. 1900.
6. Gedanken über Protestantismus und Tradition. 1901.
7. Der Protestantismus in Osteuropa. Im „Protestantismus“. 1902.
8. Johann von Blankenfeld. B. M. 1902.
9. Die Bedeutung der altkirchlichen Lehrstreitigkeiten. B. M. 1902.
10. Die handschriftliche Überlieferung der Zacharias- und Johannes-Apokryphen. Texte und Untersuchungen. 1904.
11. Über die Bibliotheken der Meteorischen und Ossa-Olympischen Klöster. T. U. 1904.
12. Die vier christlichen Konfessionen — vier verschiedene Typen des kirchlichen Christentums. M. N. 1904.
13. Eine Reise nach Patmos. In den „Heimatstimmen“. 1904.
14. Was ist pietistische Frömmigkeit? 1905.
15. Ist Kritik dem Glauben gefährlich? 1905.
16. Die Zeugnisse vom Christentum im slavischen „de bello judaico“ des Josephus. T. U. 1906.
17. Der Landtag von Rujen-Wolmar 1526. B. M. 1907.
18. Analecta zum slavischen Josephus. Zeitschr. f. d. Neutest. Wissensch. 1908.

19. Hat die moderne Bibelkritik Bedeutung für den Kindergottesdienst? M. N. 1909.
  20. Was heißt bekennen? M. N. 1909.
  21. Luthers Anschauungen über soziale Fürsorge. M. N. 1910.
  22. Die ältesten außerschriftlichen Nachrichten über die Entstehung des Christentums. M. N. 1910.
  23. Spuren des slavischen Josephus in der altkirchlichen Literatur. M. N. 1911.
-

# Reden und Ansprachen

gehalten

bei der Einjargungsfeier im Saale des  
„Theologischen Vereins“,

am 28. Februar 1912.

Geistliche Rede des Privatdozenten Mag. Dr.  
D. Seefemann:

Im Herrn geliebte Leidtragende!

Ein Dankfest ist's, zu dem wir uns versammelt haben, unter Trauer und Tränen ein großes Dankfest. Wer unsern theuren Heimgegangenen gekannt hat, vor allem ihr, die ihr seinem Herzen am nächsten gestanden, und all die weiten Kreise seiner Freunde und Bekannten, seiner Kollegen und Mitarbeiter, und ihr, seine Kommilitonen und Schüler, — an diesem Sarge drängt sich uns besonders stark das Gefühl des Dankes auf, daß wir ihn gehabt haben, daß er unser war: ein fröhlicher Genosse, ein Mann der Treue, ein herzlicher Christ; in vielem: in seinem Pflichtbewußtsein, in seinem Leben nicht für sich, in seiner Opferbereitschaft und Opferlust ein Vorbild, ohne Falsch. Ein Leben, reich an Zielen und reich an Freuden, reich an Erfolgen und reich an nicht erfülltem Streben, reich an Liebe und doch einsam — Gott hat ihm ein Ziel gesetzt, niederschmetternd plötzlich, jäh und ungeahnt. Uns kam es unerwartet, ob er das Nahen des Endes nicht gefühlt? In ein geliebtes Buch, das er immer mit sich führte, hat unser heimgegangener Freund seit einer Reihe von Jahren am Jahreschluß Sprüche eingetragen. Und an dieser Jahreswende stehen die Sprüche verzeichnet, die wir mit einander lesen wollen; der erste aus dem Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg, Mt. 20, 8: „Da es nun Abend ward, sprach der Herr des Weinbergs zu seinem Schaffner: Rufe den Arbeitern, und gieb ihnen den Lohn, und heb an an den letzten bis zu den ersten.“ Und der zweite Spruch, Offenb. 3, 20:

„Siehe ich stehe vor der Thür und klopf an. So jemand meine Stimme hören wird und die Thür aufthun, zu dem werde ich eingehen und das Abendmahl mit ihm halten.“

---

Haben wir auch das leise Anklopfen des Herrn nicht vernommen, ich meine, er hat's gehört und er war bereit. Und als er in der schweren Erkrankung zusammenbrach, herausgerissen mitten aus seinem Arbeitsleben, da erschracken wir, er nicht. Den schweren Weg der letzten zwei Wochen ist er gegangen, umgeben von Teilnahme und Freundschaft und Liebe — und doch starken Herzens allein. Was er gerungen und niedergezwungen, das hat er ausgemacht mit seinem Gott und und sich allein: nicht ein Mann der Klage, sondern des Dankens.

Und nun ist der Abend da, der Herr hat seinen treuen Arbeiter gerufen; so viel Arbeit liegt noch da — seine Hand rühret sich nicht mehr. An wie viel und vielerlei hat er gearbeitet und mitgearbeitet, wie viel Interessen und Gaben haben ihn auf seinem Lebensweg begleitet. Seine Hauptarbeit sah er doch allezeit — um in unserem Gleichnis zu bleiben: in der Arbeit im Weinberg des Herrn. Nach vielen, wie wir wohl fürchteten, gar zu vielen Seiten hin hat er seine Kraft in den Dienst der Gemeinschaft gestellt, in deren Mitte er lebte — das Wichtigste war ihm doch, daß er Theologe war, lutherischer Theologe, und daß seine Berufsarbeit geschah im Reich Gottes, für das Reich Gottes.

Und wenn es in unserem Spruche heißt: Ruf den Arbeitern und gib ihnen den Lohn — an Lohn hat er nie gedacht, noch daß das, was er tat oder getan, ihm etwas eintrüge; war auch wenig seine Art, davon zu reden, was er getan. In all dem darf man wohl sagen: er konnte nicht anders. Aber mit Absicht hat er auch den Schluß geschrieben: und heb an an den letzten bis zu den ersten. Nicht daß er zuletzt in die Arbeit eingetreten wäre; ich meine vielmehr, daß er durch die ganze Zeit, wo wir uns gekannt, sich in seiner Art kaum gewandelt hat. In langem und treuem Dienst hat er gestanden Jahr für Jahr und so manches Tages Last und Hitze getragen ohne Murren.

Wohl aber in dem Sinn paßt auf ihn das Wort, daß er sich selbst immer in die letzte Reihe stellte. Und wenn auch das seiner Anlage entsprach, so war es dabei doch auch durchaus christliche Bescheidenheit. Unter den Letzten, wo es sich um Ehre und Auszeichnung handelte vor den Menschen, unter den Ersten, wo es galt wirken und schaffen, helfen und dienen. Gar gering und klein, und doch stark und groß im Leben mit seinem Heiland.

In großer Trauer stehen wir an seinem Sarg! wir alle, unsre Stadt, unsre Kirche hat einen schweren Verlust erlitten, eine große Lücke hat sein Tod gerissen. Und voll Dank! voll Dank gegen Gott für den Segen, den Er ihm gegeben, und den Er uns durch ihn gegeben. Voll Dank gegen Gott auch dafür, daß Er ihn bewahrt hat vor dem schweren und furchtbaren körperlichen Leiden, daß in kurzem über ihn hereingebrochen wäre. Friede war seine Art, von einem Frieden, der höher ist als alle Vernunft, redet dieser Sarg zu uns. Sein Herr stand vor der Tür, er hat ihm willig aufgetan. Dieses Leben ist an seinem Ziel. Amen.

---

Im Namen des theologischen Abends sprach Oberkonsistorialrat P. Willigerode:

Wenn uns eine Persönlichkeit, die uns in hoher und liebender Wertschätzung gestanden hat, durch den Tod unerwartet plötzlich entzogen wird, dann ist uns, als ob das im Trennungsschmerz erzitternde Gemüt das Bild des Dahingegangenen der pietätvollen Erinnerung besonders tief einprägen wollte; die Hand der Liebe ergreift den Griffel, um solches Bild mit besonders scharfen Linien zu umreißen, und es erklingt dabei in der Tiefe des Herzens: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“. So ist es uns mit Berendts gegangen, und wenn wir uns in den letzten Tagen begegnet sind, dann haben wir es einander bald abgespürt, wie wir damit beschäftigt waren, uns in solchem Sinnen in sein Andenken zu vertiefen. So ergeht es uns son-

derlich auch heute in dieser tieferrnsten Stunde am Sarge des so ungeahnt schnell Dahingeshiedenen.

Es kann meine Aufgabe nicht sein, hier ein Gesamtbild seiner Persönlichkeit zu entrollen; nur eines Zuges seines Wesens sei in schlichtem Abschiedsgruß eines Freundeskreises Erwähnung getan: ihm war eine hohe Wertschätzung und pietätvolle Achtung des Gewordenen als des wahren Nährbodens alles werdenden eigen; sein gesamtes Denken und Urteilen war hierdurch geprägt. Im Zusammenhang hiermit befeelte ihn ein lebendiges Bewußtsein von dem eminenten Wert menschlicher Gemeinschaft, aus welcher das Einzelleben erwächst, in welche es wieder hineinwachsen soll, namentlich auch im religiösen Leben. Gegenüber einer Zeit, wo gar viele in selbstüberhebendem Individualismus achtlos an den Gemeinschaftsfaktoren vorbeistürmen in der Meinung, alles aus dem eigenen „ich“ heraussetzen zu können, hat Berents sein Denken und Empfinden in wachsendem Maß in pietätvoller Wertung der Gemeinschaft erhalten. Das galt ihm von der großen Gemeinschaft, deren Geschichte seine Lebensarbeit gewidmet war, bis hinab zu den kleinen Gemeinschaften, in welche unser Leben sich gliedert. Eine solche kleine Gemeinschaft war unser Dorpater theologischer Abend, in welchem sich die Vertreter von Theologie und Kirche im Austausch der Gedanken zu gegenseitiger Anregung die Hand reichen.

Unser lieber Berents war ein treues Glied dieses Abends, vielleicht — das treueste in unserem Kreise; das ist mir noch im Lauf des heutigen Tages wiederholt bezeugt worden. Der Besuch unserer Abende war ihm nicht nur eine Frage persönlichen Behagens oder gesellschaftlicher Höflichkeit, sondern eine Frage ernst genommener Pflicht; als solche Pflicht betrachtete er es, sein Wissen und sein Herz in den Dienst auch dieser Abende zu stellen; und wo nicht zwingende Abhaltungen ihn daran verhinderten, fehlte er nie auf ihnen. Gar oft haben wir ihn hier zugleich in seiner steten Bereitschaft zu selbstlos-freundlichem Freundesdienst den Einzelnen gegenüber kennen und schätzen gelernt. Nicht selten ist der Eine und Andere von uns in die Lage gekommen, den bei ihm Versammelten keinen rechten Stoff für die gemeinsame Besprechung bieten zu können;

dann ist er wohl zu Berendts gegangen: Kannst Du vielleicht für mich einspringen?“ Und Berendts konnte immer! — Wir werden unwillkürlich an das Herrenwort von der Treue im Kleinen und im Großen erinnert. Es handelte sich in diesem Stück um Treue im Kleinen, aber von einem Christen, dem diese Treue stets in lebendigster Wechselbeziehung zu dem ernstesten Ringen nach der Treue im Großen gestanden hat. Uns steht es nicht zu, ein Ewigkeitsurteil zu fällen, das haben wir Gott dem Herrn anheim zu stellen; aber ich habe die feste Zuversicht, Berendts' Treue im Kleinen soll den Maßstab in Gottes Hand abgeben, nach welchem Er ihn in der Frage nach der Treue im Großen messen wird. —

Berendts' Erscheinung war uns manchmal ein Rätsel: warum saß der scheinbar so lebensstarke Mann in so eigener Verfassung vor uns — Schweißperlen auf der Stirn, die Brust mühsam nach Atem ringend, das Auge unruhig schmerzlich suchend? — — Jetzt wissen wir es: seine Seele kämpfte mit dem schon damals siechen und dem Tode entgegen sinkenden Leib um die Treue im Kleinen. — — — Wir wissen es und rufen dem treuen Freund dankend und sein Andenken segnend den Abschiedsgruß des Dorpater theologischen Abends über die Schwelle der Ewigkeit nach! Ruh in Frieden, treuer Freund — der treue Gott und Heiland führe dich an das Ziel, das deine Seele ersehnte! — — „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende.“ — — — —

---

### Ansprache des Präses der Dorpater Ortsgruppe des Deutschen Vereins in Livland, A. von Tiedböhl:

Seit Begründung des Deutschen Vereins in Livland hat der Entschlafene mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften die Zwecke des Vereins gefördert. Vier ein halb Jahre hat er das Amt eines Vorsitzenden verwaltet — selbstlos und mit jener Liebe, die willig Opfer bringt. Bis zuletzt ist er nicht müde geworden, allen immer wieder an ihn herantretenden For-

derungen im Dienste der deutschen Sache nach Möglichkeit gerecht zu werden. Die Grundsätze, die er vertrat und für die er kämpfte, hat er in seiner letzten, vor einem Jahr im Deutschen Verein gehaltenen Rede ausgesprochen. Sie gipfelten in der von Schirren ausgegebenen Losung: Feststehen — das wird unsere Aktion, Ausharren — das soll die Summe unserer Politik sein. Sittliche Pflicht ist es auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, doch niemals jene falsche Gerechtigkeit, die dem Feinde zu Hilfe kommt, wenn er uns angreift. Zum Kampf sollen wir stets bereit und gerüstet sein, um zum Frieden zu gelangen. Durch Selbstbesinnung und Selbstprüfung sollen wir trachten, von ganzem Herzen und in jedem einzelnen Zuge unseres Lebens das eigene Volkstum zu bewahren und zu bewähren! Er mußte es erleben, daß seine von solchen Grundsätzen getragene Heimatliebe oft verkannt und mißdeutet worden ist. Die Folgen dieser Verkennung trug er mit Geduld, denn ihn stärkte und tröstete das Bewußtsein, als Deutscher geredet und gehandelt zu haben. Das Vermächtnis, das er uns hinterläßt, ist die Heimatliebe, die sich stets der deutschnationalen Pflichten bewußt bleibt. Wenn wir dieses Vermächtnis festhalten und bewahren, werden wir das Gedächtnis des Toten ehren.

Im Namen des Deutschen Vereins in Livland lege ich diesen Kranz am Sarge des Entschlafenen nieder, als ein Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit.

---

### Ansprache des Vizepräsidenten des Vereins „Friedheim“, A. von Ekeparre:

Als im Jahre 1903 der Wohltätigkeitsverein Friedheim sich vom Dorpater Hilfsverein abtrennte und als selbständiger Verein zur Fürsorge für kranke und arbeitsunfähige alte Damen konstituierte, berief er zu seiner Leitung unsern nun verewigten Alexander Berendts. Als erster Präsident trat Berendts an

die Spitze dieses Vereins und hat in Treue ununterbrochen bis ans Ende seines Amtes gewaltet, eines Amtes, welches ihm keine äußeren Ehren eintrug, in dem aber der ernste fromme Mann mit dem weichen Kinderherzen voller Liebe zu seinen leidenden Mitmenschen sein ideales Streben und seinen großen Edelmut in reichem Maße betätigen konnte. Viel Gutes hat er in unserm Verein gewirkt, viel Segen gestiftet, viel gute Saat gesät, — und an seinem Sarge sei ihm der Dank für seine treue Arbeit gesagt im Namen aller Mitglieder des Vereins, der Insassinnen und des Pflegepersonals unserer Anstalt, des Damenkuratoriums und insbesondere auch der Kollegen im Vorstande. Wir alle stehen schmerzbewegt an der Bahre dieses edlen Menschen, unseres allverehrten, unvergeßlichen Präsidenten. Gebe Gott seiner Seele den ewigen Himmelsfrieden!

Im Namen des „Evangelischen Vereins junger Männer“ sprach Pastor S. Lezius folgende Worte:

Der Evangelische Verein junger Männer hat mich, seinen Präses, beauftragt, an dieser Stelle dem Heimgegangenen ein letztes Wort des Dankes zu sagen. Zehn Jahre hindurch hat Professor Berendts als Kurator des Vereins den Vorsitz im Vorstande gehabt; er ist nach seinem Rücktritte das erste und bisher einzige Ehrenmitglied des Ev. Vereins junger Männer gewesen. Nicht nur hat Jahre hindurch die oberste Leitung des Vereins in seinen Händen gelegen, — er hat den Verein allezeit mit reichen Mitteln unterstützt und wertvollen Geschenken erfreut, ihm ist es zu danken, daß der Verein auf zwei Weltkongressen im Auslande und auf den inländischen Konferenzen durch Mitglieder vertreten sein konnte, — durch zahlreiche Vorträge hat er dem Verein in hervorragender Weise gedient.

Der Evangelische Verein junger Männer wird sein Ehrenmitglied nie vergessen!

Professor R. Graß wandte sich an die Trauerversammlung und insbesondere an die Kommilitonen mit folgenden Worten:

Berehrte Leidtragende am Sarge unseres teuren Alexander Berendts! Auch ich will nicht eine umfassende Charakteristik unseres Entschlafenen versuchen — das überlasse ich Berufsenern. Ich will nur sagen, was ich als langjähriger Freund und Kollege an ihm gehabt habe. Es wird auch das ein Lied von der Treue sein, indem ich dem bereits Gesagten noch eine persönlichere Färbung geben will.

Ich lernte Berendts vor 24 Jahren im „Theologischen Verein“ kennen. Aber persönlich näher sind wir uns erst getreten, als wir vor 17 Jahren gemeinsam die ersten Schritte in der akademischen Laufbahn machten. Man könnte uns in akademischer Hinsicht mit Zwillingenbrüdern vergleichen. Dieselbe Stunde brachte unsere Privatdozentur ans Licht der Welt. Unsere Antrittsvorlesungen hielten wir an aufeinander folgenden Tagen.

Unsere neue persönliche Beziehung sollte alsbald die Probe bestehen. Die sich wandelnden Verhältnisse in der damaligen Fakultät drängten uns in eine mehr als halbjährige unbehagliche Konkurrenz hinein. Aber während sonst der Kampf ums Dasein oder wenigstens um das berufliche So- oder Underssein so leicht gegenseitige Gereiztheit hervorruft, die zur Entfremdung führt, so wußte ich nicht, daß unser persönliches Verhältnis irgend dadurch berührt worden wäre.

Und als Berendts durch andere in verdienter Würdigung seiner wissenschaftlichen Leistung in die Stellung gebracht wurde, die den bescheidenen, allzu bescheidenen Rahmen seiner Lebensarbeit bilden sollte, da hat er nicht etwa seinen einmal erwählten Freunden den Rücken gefehrt, sondern er ist ihnen treu geblieben. Und diese Treue hat er uns unter allem Wechsel der Personen und Verhältnisse gehalten bis zum Ende. Und in noch höherem Sinne bewies er Treue. Nach christlich-evangelischem Verständnis ist ja auch Religion ein persönliches Verhältnis. Er hat dem Heilande die Treue gehalten, wie er ihm von Jugend auf aus dem neuen Testament aufgestrahlt war

und sich in dem klaren Spiegel unseres kirchlichen Bekenntnisses wieder spiegelt.

So sehr er in theologischer Literatur verfiert hat, hat er sich doch nicht von der hier unter der Firma der Wissenschaftlichkeit getriebenen Propaganda einen andersartigen Jesus aufdrängen lassen, von dem unsere Väter nichts gewußt haben, der keine Blutzugen hervorgerufen hat und dazu auch garnicht die Kraft hat.

Diese Stellungnahme vertiefte auch unser kollegiales Verhältnis. Berendts hat an seiner Person gezeigt, daß es ein Aberglaube ist, in unsern Tagen müsse wachsende wissenschaftliche Erudition mit abnehmender Treue gegen das kirchliche Bekenntnis Hand in Hand gehen.

Und hieran möchte ich einen Apell an Sie, meine Herren Kommilitonen aus der theologischen Studentenschaft, schließen.

Wenn Sie aus dieser ernstesten Stunde nur ein Gefühl der Wehmut mitnehmen und weiter nichts, so erleben Sie sie vergeblich. Nehmen Sie einen fruchtbaren Vorsatz mit hinweg! Sie haben sich zu den Füßen Ihres entschlafenen Lehrers nicht so regelmäßig gesetzt, wie es in Ihrem eignen Interesse wünschenswert gewesen wäre, — und er hat das oft schmerzlich empfunden. Diese jugendliche Versäumnis können Sie nun freilich nicht mehr nachholen. Sein Mund ist für diese Welt für immer verstummt. Aber Sie können besseres. Denn ist es gut, den Worten eines edlen, wohlunterrichteten Mannes zu lauschen, so ist es besser, seinem Vorbild zu folgen. Seien Sie treu gegen das gute Bekenntnis unserer Kirche, für welches unsere Glaubensväter Ströme von Blut vergossen haben, treu, wie Ihr heimgegangener Lehrer es war. Lassen Sie sich nicht von jedem Winde der Lehre hinwegbewegen, der heute stolz daherbraust, und morgen sind nur dürre Blätter da, seien es auch Bücherblätter. Sie sind die Zukunftshoffnung unserer Kirche, die in so schwierigen Verhältnissen arbeitet und nun einmal auf ihre Pastoren gestellt ist. Enttäuschen Sie diese Hoffnung nicht! Dann werden Sie in Ihrem Herzen und in Ihrer Arbeit Ihrem Lehrer ein Denkmal gesetzt haben, das unvergänglicher ist als Erz oder Stein. Das walte Gott! Amen!

## Ansprache des Direktors U. Graß:

Im Namen der „Musikalischen Gesellschaft“ und der „Dramatischen Gesellschaft“ trete ich an diesen Sarg, um dem teuren Dahingeshiedenen den letzten Dank nachzurufen. Auch diese beiden Vereinigungen betrauern in dem ihnen viel zu früh Ent-rissenen einen treuen Freund und Mitarbeiter. Neben all der reichen wissenschaftlichen Berufsarbeit hat Prof. Berendts stets auch Zeit gefunden seinen so ausgesprochenen künstlerischen Nei-gungen nachzugehen. Sein feines Verständnis für die Musik brachte ihn schon früh in Berührung mit den leitenden Kräften der Musikalischen Gesellschaft, deren unermüdlicher Förderer er bis in die letzten Tage hinein gewesen ist. Nicht zum wenigsten seiner tatkräftigen Hilfsbereitschaft hat die Musikalische Gesell-schaft es zu verdanken, wenn sie so manches Mal über eine drohende Krisis hinausgehoben worden ist. Die Musikalische Gesellschaft zählt ihn mit Stolz zu ihren Ehrenmitgliedern.

War Prof. Berendts als mitgenießender Kunstfreund und tatkräftiger Helfer an den Geschicken der Musikalischen Gesell-schaft beteiligt, so hat er persönlichen tätigen Anteil genommen an den Arbeiten der von ihm mitbegründeten Dramatischen Gesellschaft, der er als Vorstandsglied bis zuletzt angehört hat. Mit der ihm stets eignen Rasstlosigkeit bei aller Arbeit hat er sich auch hier den sich bietenden Aufgaben nie entzogen; war es doch eine Tätigkeit, die einer tief in ihm wurzelnden poetischen Richtung entsprach. Es ist noch kein Jahr her, als ein aus seinem eigensten Forschungsgebiet, der baltischen Geschichte, ent-sprossenes dramatisches Dichtwerk unter seiner persönlichen An-teilnahme seine Verkörperung fand. Für treueste, nie versagende, liebenswürdige Mitarbeit sagt ihm auch die Dramatische Gesell-schaft tief empfundenen Dank.

---

Der Präses des Chargierten-Konvents, stud. jur. Baron  
Saaren, legte mit Worten warmen Dankes einen Kranz an  
dem Sarge des treuen Freundes der studierenden Jugend, und  
speziell des Chargierten-Konvents, nieder.

---

Als erwählter Vertreter der Studenten der Theologie sprach stud. R. Bidder:

Ein Augenblick, wie der gegenwärtige, wo wir Studenten der Theologie erschüttert am Sarge unseres akademischen Lehrers stehen, sollte uns trotz des Schmerzes, der uns bewegt, zu tiefem Danke Gott gegenüber treiben, daß er uns einen solchen Lehrer geschenkt hat, der mit so seltener Treue und Hingebung seinem Berufe nachging. Vielen von uns wird er allerdings unbekannt geblieben sein: er besaß nicht, was man Zugkraft nennt. Wer aber in seinen Vorlesungen mitarbeitete, den verstand er wunderbar durch die Geschichte des Christentums zu führen. Und weil er selbst tief durchdrungen und fest überzeugt war von dem ewigen und wahren Gehalte des Stoffes, den er vortrug, konnten wir etwas spüren von dem Wirken Gottes in der Geschichte seiner Kirche. Wie fein verstand er es, uns das geheimnisvolle Weben der Geschichte spüren zu lassen. Er deckte die kleinsten Kräfte auf, die mitgearbeitet haben an allen großen Ereignissen; er führte uns ein in das Verständnis der Großen der Geschichte und der Wirkungen, die von ihnen ausgingen; aber hinter all diesem menschlichen Ringen und Kämpfen ließ er uns ahnen das eigentlich treibende Motiv: die wunderbar lenkende Hand unseres Gottes, der das, was er einst als Senfkorn auf Golgatha gepflanzt hat, nicht umkommen, sondern zum weltbeschattenden Baum heranwachsen lassen will. — Mit besonderer Vorliebe schilderte er uns die Gestalt unseres großen Reformators und die Entstehung des Luthertums. Als tief überzeugter Lutheraner war es sein Wunsch, uns zu lutherischen Theologen zu erziehen; in uns das Verständnis zu wecken für die tiefen Gedanken und die Eigenart des genuinen Luthertums, damit wir so recht befähigt wären, unserer lutherischen Kirche zu dienen. — Nur entfernt können wir ahnen, was für ein tiefer Reichtum in unserem Lehrer lag. Eines haben wir aber gespürt und das ist es, was uns treibt, an diesem Sarge unserem Herrn und Gott zu danken. Unsere Wissenschaft weist uns ständig über die Zeit hinaus in die Ewigkeit. Sie weckt in uns ein tiefes Sehnen nach immer umfassenderer Gotteserkenntnis. Diesen

Zug nach „Licht und Wahrheit, daß sie uns leiten und bringen zu Gottes heiligem Berge und zu seiner Wohnung, daß wir hineingehen zum Altar Gottes, zu dem Gott, der unsere Freude und Wonne ist“, wie der Psalmist singt, — diesen Zug konnten wir an unserem lieben heimgegangenen Lehrer lernen. Und das ist doch der wesentlichste Zug in Leben und Arbeit eines jeden Theologen! Ist es nicht die köstlichste Frucht, die seine treue hingebende, von uns leider vielfach verkannte Arbeit an uns tragen kann, wenn in manchen von uns durch ihn dies Sehnen nach Licht und Wahrheit — nach Gott — geweckt worden ist.

---

Weiter legten im Namen der „Lettonia“ stud. theol. A. Wirbul und im Namen der Theologie Studierenden estnischer Nationalität stud. theol. A. Kallas Kränze am Sarge ihres verehrten akademischen Lehrers nieder.

---

Die Reihe der Reden schloß die Ansprache des Präses des Theologischen Vereins, stud. theol. J. Eberhard:

Wir stehen vor einem dunklen Rätsel. Die geheimnisvolle Gewalt des Todes hat eine tiefe, schmerzliche Lücke in unseren Kreis gerissen: der Theologische Verein trauert um einen treuen Philister und väterlichen Freund, um einen seiner Lehrer und Führer. Uns allen schwebt wohl die Frage auf den Lippen: Warum mußte dieses Leben ein so jähes, plötzliches Ende nehmen?!

Aber ein bloßes Fragen und Klagen ist an diesem Sarge nicht am Plage; durch unsere Trauer soll vor allem der Ton dankbarer Verehrung und Liebe hindurchklingen! — Danken wollen wir beim Rückblick auf dieses reiche Leben für alles, was der teure Heimgegangene uns gewesen ist, für alles, was der Herr durch ihn unserem Verein geschenkt hat.

Ich kann nicht ausführlich die Verdienste schildern, die Ph! Prof. Berendts sich um unseren Theol. Verein erworben hat. Wir wissen es alle, daß wir in seinem Hause wohnen, daß wir seiner Freundlichkeit diese traute Stätte unserer Arbeit und unseres Gemeinschaftslebens verdanken. Wir wissen es alle, wie rege er sich stets für seinen Verein interessiert, wie sehr er stets für die gedeihliche Entwicklung unseres Vereinslebens Sorge getragen hat, wie er sich besonders der jüngsten Vereinsglieder mit freundlichem Verständnis angenommen und an jedem Stiftungstage warme, liebevolle Worte an sie gerichtet hat.

Allen Seiten des Vereinslebens hat er seine Teilnahme geschenkt. Wenn er als Beirat unsere wissenschaftlichen Abende leitete, so kamen wir in engste Fühlung mit seiner wissenschaftlichen Arbeit, mit seinen speziellen Forschungsgebieten; und ein jeder von uns hat wohl an diesen Abenden reiche Anregung und Förderung empfangen. Besonders die Abende des Semesters 1910 II, in dem Prof. Berendts zum letzten Mal unser Beirat war, werden sicher allen Vereinsgliedern, die sie mitgemacht haben, in unvergeßlicher Erinnerung bleiben. Da hat er uns etwas aus seinem Eigensten geboten, indem er mit feinem Verständnis uns die Unterschiede zwischen lutherischem und reformiertem Bekenntnis klar machte; da trat so besonders leuchtend seine warme Liebe zur evangelisch-lutherischen Kirche hervor; und wir alle haben sicher einen bleibenden Eindruck von der Eigenart des genuinen Luthertums empfangen, das, wie er uns zu zeigen suchte, sich bis heute nicht überlebt hat.

Auch die Verfassungsfragen des Theol. Vereins hat er mit regem Interesse verfolgt, und an unserem gemeinschaftlichen Leben hat er, soviel es ihm nur möglich war, teilgenommen; dabei durften wir es spüren, daß er gerne in unserer Mitte weilte und Wohl und Wehe des Vereins als sein persönlichstes Anliegen empfand; so eng verwachsen war er mit seinem Theol. Verein!

Unvergeßlich werden uns allen die Worte sein, die er an unserem letzten Stiftungstage tiefbewegt sprach: „Unter dem Zirkel des Theol. Vereins habe ich meine akademische Laufbahn begonnen, unter diesem Zirkel hoffe ich auch bis an mein Lebensende zu arbeiten!“

Nun ist er aus unserer Mitte geschieden; aber sein Andenken wird fortleben unter uns. Doch nicht nur fortleben, fortwirken soll es unter uns: sein Bild und Beispiel soll es uns immer besser lehren, wie viel wir an unserem Verein haben; dann werden die Keime, die er in uns gelegt hat, sich entfalten: wir werden in unserer wissenschaftlichen Arbeit immer mehr in die Tiefe gehen; wir werden danach streben, mit derselben Liebe und Treue, wie er, zu unserem Verein zu halten; es wird uns heilige Pflicht werden, das uns anvertraute Erbe der Väter treu zu hüten und uns seiner würdig zu erweisen; und wir werden in unserem Verein immer mehr eine Vorbereitungsstätte erkennen für eine ernste, verantwortungsvolle Wirksamkeit im Dienste unserer Heimatkirche, der auch er seine Lebensarbeit gewidmet hat.

Das wird eine bleibende Frucht sein, eine Frucht in seinem Geiste; so wird er unter uns fortleben und sein Andenken uns zum Segen werden!

Das ist der Dank, den der Theol. Verein seinem teuren Philister darbringen kann und darbringen wird!

# Reden,

gehalten

bei der Trauerfeier in der Universitäts-  
Kirche

am 29. Februar 1912.

Rede des Pastors der Universitätsgemeinde, Professor L. Sahn:

Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue? Amen.

In dieser Stunde gilt es für uns den letzten Abschied zu nehmen von unserm Berendts. Euch, Ihr seine lieben Verwandten, steht noch eine Station bevor auf dem letzten schweren Wege, wir Balten scheiden heute von ihm. Und Ihr werdet es schon gemerkt haben in diesen Wochen, wie weite Kreise unsrer Stadt teilnehmen an Eurem Verlust, und nicht nur in Mitleid, sondern in ganz persönlichem Weh. Er kam zu uns Balten als ein Fremder, aber ward bald mit jedem Nerv unser Berendts: unser Heimatgenosse und Mitstreiter, unser Mitarbeiter, unser Freund, unser Lehrer, nicht zum wenigsten unser Gemeindeglied.

Ja und an dieser Stätte wollen wir Abschied nehmen und an keiner anderen. Hier sein geliebtes Gotteshaus mußte das Haus sein, das ihn in der letzten Nacht beherbergen durfte. Wie wird er gerade unsrer Gemeinde fehlen: nicht nur in ihrem Kirchenrat, nein, vor allem hier in unseren Gottesdiensten, wo er nie unter uns gefehlt, treu selbst zu sonst von wenigen beachteten Feiern sich haltend.

Doch noch wichtiger ist etwas anderes: hier gerade wollen wir scheiden, im Hause unsres Gottes, vor dem Angesicht unseres Gottes. Ja Ihm wollen wir unsre traurigen Seelen zuwenden: Herr Gott, Du bist unsre Zuflucht für und für! — Doch nicht nur anrufen wollen wir Ihn miteinander. Laßt uns vor allem hören, was Er uns zu sagen hat. Lassen wir Sein ewiges

Licht auf unsern Schmerz fallen. Sein Wort aber für diese Stunde finde ich Jerem. 29, 11:

Denn Ich weiß wohl, was Ich für Gedanken über euch habe, spricht der Herr: Gedanken des Friedens und nicht des Leides, daß Ich euch gebe das Ende, des ihr wartet. Amen.

Es sind viele unter uns, die fühlen Schmerz, nicht nur eben beim Scheiden, sondern auch gerade im Rückblick: Wäre doch in diesem Erdenleben vieles anders gekommen, nicht so viel Leid gewesen, und mehr, viel mehr von dem Glück, von der Befriedigung, die vielen von uns so reichlich zu Teil ward!

Es ist nicht falsch so zu denken. Nur hüten wir uns vor einer Wendung, nämlich zu klagen: warum hat Gott es also gefügt? Unser Berendts hat, wenn ihm das Leben oft sehr schwer ward, sicher gegen seinen Gott nie geseufzt, nur immer wieder gebetet: Herr, hilf mir, daß ich stille, stille werde. — Nein, Gottes Gedanken sind sicher auch über diesem Leben nur Gedanken des Friedens und nicht des Leides gewesen. Auch die des Leides waren gerade Gedanken des Friedens. Wir wollen in dieser Stunde von Herzen einstimmen in das große Loblied, das er am Thron des Lammes eben mitjubelt: Gott, sei gepriesen für alles, was Er gewollt, was Er getan!

Aber Gottes guter Wille ist es, Seine Gedanken zu verwirklichen durch Menschen. Wenn es dann doch vielfach Leid gibt und nicht Frieden, so fehlte es eben am menschlichen Entgegenkommen. Da muß an dieser Stätte erst ein Bekenntnis abgelegt werden, vor Gott und aller Welt. Dieses laute und deutliche Bekenntnis ist vor allem im Sinne des treuen Lutheraners hier im Sarge. Hier liegt ein Sünder, der, wenn er vor Seinen Gott trat, es sicher jedesmal tief gefühlt: Du tußt mir immer noch Gutes weit über Verdienst.

Doch uns liegt anderes näher, das die Abschiedsstunde zu einer sehr ernstern macht. Gottes Friedensgedanken sollen durch die Umgebung eines Menschen erfüllt werden. Ist das hier geschehen?

Was tut Gott, wenn Er mit einem Lande Friedensgedanken hat? Jedenfalls auch eines: Er gibt Persönlichkeiten, Gottesmenschen, Arbeiter. So war es ein Friedensgedanke, als Er unserem Dorpat, unserer lutherischen Kirche Rußlands unseren

Berendts schenkte. Sind Gottes Friedensgedanken dabei verwirklicht worden? Können wir das sagen, jetzt da er von uns genommen wird?

Wir antworten zunächst entschieden: Ja. Glückliche eine Stadt, in der auch nur einige Menschen wohnen, denen ihr irdischer Reichtum lediglich eine teure Gottesgabe ist, um vielen wohl zu tun, um Gutes verwirklichen zu helfen; ein Kapital Gottes, eine Macht der Liebe. Einmal soll das auch hier gesagt werden: Hätte ein anderer im Leben auch nichts weiter vollbracht, als so viel und in solcher Weise wie unser Berendts ausgeteilt, nach Jesu Worten: „Geben ist seliger denn nehmen“ und: „Ich bin dabei ein unnützer Knecht, ich tue nur, was ich zu tun schuldig bin“, — sein Andenken würde bei vielen, vielen nicht nur unvergessen, sondern auch im Segen bleiben.

Aber unserem Berendts war das immer etwas Geringes. Größer ist es in der Tat zu sterben als einer, der anderen viel gegeben, weil er einer war, der nicht nur viel Achtung und Vertrauen, sondern auch viel echte Liebe und Anhänglichkeit gewann. Wie schön, daß die letzte Krankheit ihm bewiesen, daß er das erworben, vielmehr als er es geahnt.

Aber einem echten Mann kann auch das nicht genügen. Auch unser Berendts beehrte danach für Seinen Gott ein rechtes Lebenswerk zu schaffen, wesentlich Gottes Reich zu fördern, möglichst zu fördern.

Wie hat uns da gestern das Bekenntnis aus dem Munde eines seiner Schüler erfreut, über das, was Gott etlichen unter ihnen durch unsern Heingegangenen gegeben. Dem laßt mich als einen seiner ältesten Schüler, zugleich im Namen nicht weniger meiner Zeitgenossen, ein anderes hinzufügen, aus jener seiner ersten Zeit hier, die auch er immer als seine Blütezeit ansah: Unter uns, seinen damaligen Schülern sind 2 jetzige akademische Lehrer. Wir bezeugen, daß wir keinem unsrer trefflichen Lehrer hier für die Weckung unsres wissenschaftlich-historischen Sinnes annähernd so viel verdanken, wie unserm Berendts, den wir in jener schönen Zeit begeistert „unsern Meister“ nannten. Wir, die wir mit ihm gearbeitet haben, wir werden unserm Gott immer für ihn dankbar bleiben. Und wir bezeugen es allen:

In unserm Berendts war ein großer Reichtum. Er konnte viel geben. Gott wollte durch ihn viel geben.

Nun wenn ein Leben auch nur in etlichen solch eine Frucht getragen, dann sind in ihm Gottes Friedensgedanken zur Auswirkung gelangt. Es hinterläßt tiefe Segensspuren.

Aber freilich wirkte unser Berendts immer nur auf einige, und doch hätte er gerne auf viele gewirkt — und er hätte es gekonnt. Die allgemeine Verkennung dessen, was ihm der Lebenszweck war, hat ihn gedrückt. Fühlen wir alle, fühlt aber nicht besonders ihr, meine lieben Commilitonen, eine schwere Schuld nicht nur gegen ihn, sondern auch gegen Gottes Friedensgedanken? Wenn wir verstanden hätten, seine Güte nicht vor allem auszunutzen, sondern recht zu nutzen! Wenn wir weniger oberflächlich wären, weniger auf die Form, mehr auf den goldnen Gehalt zu blicken verständen! Wenn wir allzumal mehr Liebe hätten! Wenn wir es verständen in offenbaren Mängeln auch Kehrseiten von Tugenden zu finden? Wie viel hätte Gott uns hier noch geben können? Wie wäre auch bei ihm, den wir nun betrauern, so vieles schöne Sonnige, das Freundeshand uns gestern zeichnete, das in seinem Wesen lag und doch den Meisten kaum bekannt war, zur vollen Blüte gekommen!

Ich weiß wohl was für Gedanken Ich mit euch habe, Gedanken des Friedens und nicht des Leides, denn — und darauf liegt doch der Ton! — Ich gebe euch das Ende, des ihr wartet! Trifft das hier zu? Ist nicht gerade dieses schnelle, frühzeitige Ende uns unfasslich? Ja es muß ihm, als er das Ende nahen sah, schwer gewesen sein, sich darein zu finden als in einen Friedensweg. Die Lebensarbeit abzubrechen, ehe sie beendet war! Zu sterben ohne das große Lebenswerk geschaffen zu haben, wozu einst der noch ganz junge Gelehrte so ehrenvoll berufen ward! Waren doch alle seine wissenschaftlichen Arbeiten dafür nur eine Vorarbeit gewesen. — Und wie hart, sterben zu müssen, als ein wegen seiner letzten wissenschaftlichen Lieblingsarbeit schwer angefochtener, eben da er gerade überzeugt war, das Material endlich beisammen zu haben, um jene Angriffe widerlegen zu können, und zugleich wissend, daß niemand es für ihn tun könne.

Dennoch steht es unserm Glauben fest, ob wir meinen hier etwas verstehen zu können oder ob wir nichts verstehen: es war so richtig. Gott weiß, warum Er jetzt dieses Erdenleben enden ließ. Es war gewiß nach allen Richtungen der allein mögliche Zeitpunkt.

Doch wir können also zweifelnd nur fragen, wenn wir vergessen, daß wir als Gotteskinder in jedem Moment warten sollen, warten dürfen auf 2 Möglichkeiten; und Gott allein weiß es, niemals wir, welche von beiden für mich und dich die bessere ist. Wollen wir wissen, was sicher allezeit zu unserm eignen wie unsres Christenbruders Frieden dient, dann dürfen wir nur nach einer Stätte blicken, zum Kreuz auf Golgatha und dem offenen Ostergrab daneben. Da wird es uns gewiß, daß Gott sündigen Menschen aus großer Gnade und Barmherzigkeit als Ende des Erdenlaufs vollen, ewigen Frieden geben will und dazu in der Gemeinschaft Jesu einen neuen Anfang, einen neuen Frühling. Das ist dann doch in jedem Fall ein gutes Ende. Gott aber belebe in uns allen durch diesen unerwarteten Tod das Warten auf dieses Ende im Osterlicht.

Was aber sind Gottes Gedanken mit unsrer Kirche und Fakultät, da Er uns wieder einen treuen Freund, einen treuen Arbeiter genommen hat, in einer Zeit, wo wir so viele brauchen? Ein stiller, guter Einfluß weniger wird täglich in unserm Auditorium von Gott her ausgehen. Wir wissen auch nie, welche Bewegungen jede Veränderung hervorruft! Im Glauben aber halten wir es fest: Auch über uns hat Gott Gedanken des Friedens und nicht des Leides. Gehen wir nur vertrauensvoll auf Seine Gedanken und Führungen ein! Möchte dieses schwere Erlebnis uns lehren, besser zu nutzen und zu werten, was Gott uns gibt. Seien wir dankbar für Gottes Gaben nicht immer erst, wenn Gott sie uns genommen, sondern solange wir sie, solange wir einander haben, trotz aller unserer Mängel. Den also Treuen wird Gott geben können — ein gutes Ende für unsre Heimat, vor allem für unsere evangelische Kirche. Amen.

## Rede des Dekans der Theologischen Fakultät, Professor D. U. von Bulmerincq:

In Jesu Christo geliebte Trauergemeinde!

Im Namen und Auftrage der Theologischen Fakultät stehe ich hier, um unserem heimgegangenen Kollegen, Freunde und Bruder Alexander Berendts das letzte Abschiedswort zuzurufen.

Der Heimgegangene war mein Bruder nicht dem Blute, sondern dem Geiste nach. Gemeinsam sind wir durch die Universitätsjahre gegangen; fast gleichzeitig haben wir unsere akademische Lehrtätigkeit begonnen; 16 Jahre haben wir Schulter an Schulter im Dienst der Theologischen Fakultät gearbeitet; 10 Jahre lang haben wir Zimmer an Zimmer gewohnt und alles mit einander geteilt wie Brüder zu teilen pflegen.

Und heute muß ich von ihm Abschied nehmen, Abschied für's Leben.

„Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan; ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt.“

Doch nicht von meinem Leid will ich reden! Wir alle sind schwer betroffen, ganz besonders aber die Theologische Fakultät. Ein treuer Arbeiter ist nicht mehr. Er hat ausgepilgert, er ruht von seinem Tagewerk und schaut das Angesicht Gottes, dem er gedient bei Tag und bei Nacht mit Beten und Arbeiten.

Uns aber bleibt nur sein Bild. Sein Bild wollen wir uns darum in dieser Stunde schmerzlichster Trennung noch einmal vergegenwärtigen und es uns tief, tief in's Herz einprägen, damit es uns wie ein treuer Eckehard geleite auf der Lebensstrecke, die uns zurückzulegen noch beschieden ist.

Drei Züge treten uns in diesem Bilde entgegen: unentwegte Treue, unermüdlicher Pflichteifer und bescheidenste Selbstlosigkeit.

Und diesen drei Zügen entsprechen die drei Dinge, an denen sein Herz in dieser Welt hing: die Kirche, die Heimat, die Wissenschaft.

Berendts war ein treuer Sohn der Kirche, das Studium ihrer Vergangenheit war seine Lebensaufgabe, ihr zu dienen sein höchstes Ziel.

Sein Kirchenideal war nicht abstrakt, sondern eminent

konkret; er kannte nur eine Kirche, — die an die älteste Kirche direkt anknüpfende Kirche Luthers.

Berendts war Lutheraner, Lutheraner mit Leib und Seele.

Er hatte Luther studiert wie selten ein anderer. Er fühlte sich mächtig hingezogen zu der Reckengestalt des Wittenberger Genius. Er kannte in kirchlich-religiösen Fragen nur 2 Maßstäbe: lutherisch oder nicht lutherisch.

Daher jene unüberwindliche Abneigung gegen alles Römisch-Katholische, ja gegen alles Romanische, selbst gegen romanische Sprachen und Literatur.

Daher auch der Gegensatz gegen alles Reformierte: selbst wo er innerhalb der Lutherischen Kirche reformierte Einflüsse zu entdecken glaubte, versagten alle seine Sympathien. An Zinzen-dorf ist er stets kalt vorübergegangen.

Berendts war Lutheraner. Daher die ausgesprochene Kampfesstellung gegen den Subjektivismus und Individualismus der modernen Theologie.

Theologie war für ihn stets die Erfassung objektiver Heilstatfachen, nie und nimmer aber die Beschreibung religiöser Erlebnisse des Einzelnen.

Im engsten Zusammenhang damit stand auch die ausgesprochene Abneigung gegen die subjektivistische Richtung in Literatur und Kunst.

Die Wiege des Lutheraners Berendts hat in Petersburg gestanden: an der Newa Strand wird auch seine irdische Hülle zur letzten Ruhe bestattet werden, aber sein Herz gehörte Livland. Nur langsam und allmählich ist er in Dorpat heimisch geworden, aber — und darin eine echt nordisch-germanische Natur — mit um so größerer Hingebung und innigerer Liebe hing er an seiner zweiten Heimat.

Seine erste Lösung im Leben war: gut lutherisch und seine zweite: gut baltisch-deutsch.

In Livlands Vergangenheit sich zu versenken, war neben dem Studium der alten Kirchengeschichte seine Lieblingsbeschäftigung. Und wie kannte er Livlands Vergangenheit, namentlich jene Zeit, da das Licht der reinen Lehre vom Sachsenlande her auch bei uns neu aufstrahlte.

Berendts wollte allezeit ein guter Balte sein: daher die unermüdlische Treue, mit der er seine Kräfte in den Dienst des Deutschen Vereins gestellt, war er doch tief innerlich davon überzeugt, daß in unserer Zeit der Deutsche Verein ganz besonders dazu berufen sei, die großen Kulturaufgaben in Schule und Haus zu fördern, die die Geschichte Livland gestellt.

Wehe dem, der es gewagt, in Berendts Gegenwart Livland anzutasten; im Inland und im Ausland, war er allezeit kampfbereit, wenn es galt, Livlands Sache zu vertreten!

Livland konzentrierte sich für Berendts vor allem in Dorpat. Was er für Dorpat getan, das brauche ich an dieser Stelle nicht auszuführen. Das weiß jeder Dorpatenser, jede Dorpatenserin. Das außergewöhnliche Maß von Teilnahme, das ihm in seiner letzten Krankheit von allen Kreisen der Bevölkerung bewiesen wurde, kann das nur bestätigen.

Im Mittelpunkt Dorpats aber stand für Berendts die Universität; ihre Ehre war seine Ehre. Wie hat er so namenlos gelitten, als die Stürme unser Heiligtum zu umbrausen anfangen, als der Tempel der Wissenschaft in eine Arena politischer Kämpfe umgewandelt wurde; da loderte es oft wie verzehrendes Feuer von den Lippen des so friedlichen, stillen Gelehrten.

Schwer, schwer hat Berendts auch daran getragen, daß er sich an der Universität so viele Jahre mit einer Stellung begnügen mußte, die weder seinem Wissen noch seinem Können entsprach. Wie groß war daher die Freude, als er endlich im vergangenen Jahr in die Zahl der vollberechtigten Universitätslehrer einrücken durfte.

Mit verdoppelter Freudigkeit wollte er nun seine ganze Arbeitskraft in den Dienst seiner heißgeliebten theologischen Fakultät stellen.

Doch der Mensch denkt — und Gott lenkt.

Schon 7 Monate nach seiner Beförderung zum Professor, hatte Gott eine neue Beförderung für ihn bereit: aus den Reihen der *ecclesia militans* hat Er ihn zu sich aufgenommen in die Schaa ren der *ecclesia triumphans*.

Wir aber, die wir noch im Dienst der *ecclesia militans* stehen, wir wollen gen Himmel aufblicken und mit Hiob sprechen:

der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt! Amen.

---

### Ansprache von Oberpastor W. Wittrock:

Dem Freunde der Armen und Wohltäter der Witwen und Waisen, dem warmherzigen Menschen gilt mein Abschiedsgruß und Abschiedswort.

Wer unseren lieben Heimgegangenen auch nur flüchtig kannte, der fühlte es ihm ab, daß der Pulsschlag seines Lebens herzliches Erbarmen und ein tiefes Mitgefühl mit allen, die im Elend sitzen, war. Dieses Erbarmen führte ihn in die Reihen derer, welche die Linderung und Bekämpfung der Not des Nächsten sich zur Aufgabe gemacht hatten. Es gibt in unserer Stadt nur wenige Wohltätigkeitsvereine, denen Alexander Berendts nicht als treuer Mitarbeiter persönlich angehörte, und wohl kaum einen, den er nicht mit seiner stets offenen Hand reich unterstützte. Alle Veranstaltungen der Nächstenliebe sahen den stillen, bescheidenen Mann in ihrer Mitte und durften, war er verhindert, persönlich zu erscheinen, sicher mit seiner Gabe rechnen. Wer da wußte, wie vielbeschäftigt er war, mußte immer wieder darüber staunen, wie er stets die Zeit zur Teilnahme an den mannigfachsten Werken der Barmherzigkeit fand. Diese Selbstverständlichkeit seiner Liebe war beschämend und anspornend zugleich.

So hat er durch lange Jahre auch der Kirchlichen Armenpflege, in deren Auftrage ich in erster Linie an dem Sarge dieses teuren Mannes stehe und in deren Namen ich das bescheidene Zeichen der Dankbarkeit hier niederlege, als eifriger Mitarbeiter angehört. Er hat sich nicht damit begnügt, unsere monatlichen Sitzungen mit der ihm eignen Gewissenhaftigkeit zu besuchen und als Leiter eines Armenbezirks die Helferinnen und Helfer an diesem Werk zu beraten, — er ist persönlich mit Trost und Hilfe in die Armenstüblein getreten und hat im

Verborgenen Gutes gewirkt und mit linder Hand Tränen getrocknet. Und er, der mit so starkem Empfinden für das hohe Gut und das gute Recht seiner Nationalität einzutreten wußte, hat mit gleicher Entschiedenheit jede nationale Engherzigkeit auf dem Boden christlicher Liebesbetätigung als ihrem Wesen und dem Geiste Jesu widersprechend bekämpft. Diese Linie im Charakterbilde des teuren Entschlafenen darf nicht verwischt werden, sie gehört zu den markantesten Strichen im Bilde dieser liebenswerten Persönlichkeit. Ein Jünger Jesu wollte er vor allem sein, und wie über jedem gelehrten Manuskript nur dem scharf prüfenden Auge sichtbar in feiner Schrift die Worte standen: „In Jesu Namen“, so leuchtete über jeder Tat seiner Liebe dieser Name, der für ihn ein Name über alle Namen war. Das müssen alle bezeugen, wir, die wir als seine Freunde mit ihm Freud und Leid, Arbeit und Erholung des Lebens teilen durften, und sie alle, die es erfahren haben, wie weich und weit sein großes und gutes Herz war. Was verfängt es da, wenn er oft wahllos seine Gaben spendete, wenn ihm der scharfe Blick für die Wirklichkeit abging, wenn er es kaum über sich zu bringen vermochte, ein entschiedenes Nein zu sagen, wo sich unwürdige Bittsteller an ihn herandrängten, — es war der Geist Jesu, der es nicht zuließ, daß Enttäuschungen die Kraft seiner Liebe lähmten. Was eine edle Schriftstellerin der Gegenwart sagt: „Nächstenliebe lebt mit tausend Seelen“ hat dieser wahre Menschenfreund erfahren und als schönen Lohn seiner Liebe bereits hienieden empfangen.

Wir haben Dich hingeben müssen nach dem unergründlichen Ratsschluß Gottes, Du lieber Freund, Du treuer Mitarbeiter! Eine Lücke klappt durch deinen Heimgang, die wir nicht zu füllen wissen. Die Dankestränen aber der Armen und Notleidenden, denen Du in Deinem Leben Berater und Helfer geworden, betauen die Blüten und Blumen, welche Deinen Sarg bedecken, und das große Wort Deines Heilandes: „Was ihr getan habt einem dieser Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir getan“ gilt auch für Dich in der Ewigkeit, die nunmehr ihre Tore vor Dir geöffnet hat.

---

# Rede

zum Trauergottesdienst und der Beerdigung

des

Professors der Theologie

Mag. theol. **U. Berendts**

am 1. März 1912 in der St. Petri-Kirche zu St. Petersburg,

gehalten von

Pastor **C. Walter.**

---

Offenb. 2, 10. Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.

Die Trauerkunde vom Heimgang unseres lieben Hochschullehrers und Freundes, eures Bruders, Schwagers und Onkels, hat in vielen Herzen schmerzlichen Widerhall gefunden. Die Trauerklänge, die ihn, den akademischen Lehrer geleiteten, als sie ihn aus der Universitätskirche trugen, auf deren Kanzel er manchmal gestanden, in der er erst als Student und dann als Glied des Conseils geweiht, klingen von neuem an, wo wir ihn in seiner Vaterstadt, in seiner alten Petrikirche aufgebahrt — ein Kind unserer Gemeinde, ein Sohn unserer Schule, ein gelehrter Zeuge unserer lutherischen Kirche. Der feierliche Klang des alten Studentenliedes, der mit seinem wehen „Ist einer unsrer Brüder nun geschieden“ ihn aus Dorpats Mauern hinausgeleitet, läßt auch in euren Herzen, ihr lieben Geschwister, die schmerzlichen Töne tiefen Leides um den hingeschiedenen vielgeliebten Bruder erzittern, in euren Herzen, die ihr hier anwesend seid, und in den Herzen der Geschwister, denen es bitter schwer ist, heute hier fern bleiben zu müssen, weil ärztliches Gebot sie ans Zimmer fesselt. Seid überzeugt, wie ihr um den geliebten Bruder trauert, der mitten aus dem vollen Leben und Wirken genommen ist, so trauern seine Freunde, seine einstigen Kommilitonen bewegt um ihn, so gedenkt seines Heimgangs die gesamte Pastorenschaft Rußlands, waren doch viele von ihnen seine Zeitgenossen und haben ihn sehr geliebt, und viele während der 16<sup>1/2</sup> Jahre seines Wirkens seine Schüler und haben ihn in seinem lauterem warmherzigen Wesen, in seinem reichen Wissen und seiner herzlichen Frömmigkeit hoch verehren gelernt.

Es ist noch nicht lange her, da erschien ein Drama von ihm im Druck. Es trug bezeichnender Weise für seine beschei-

dene Art nicht seinen Namen. Es hat die Aufschrift: „Auf verlorenem Posten!“ Es schildert aus Dorpats Vergangenheit den Moment, wo die Polen, die bisherigen Gebieter über Livland, abziehen und Dorpat preisgeben, und die neuen Herren, die Schweden, ihren Einzug halten. Zwischen den Parteien stehen die, die es mit den einen und mit den andern nicht verderben wollen und pactierend ihren Vorteil suchen, mag auch Gewissen und Treueid darüber fallen. Einer steht in ihrer Mitte, der Fahnenjunfer! Er will nur eines: vor seinem Gewissen Treue halten — auf verlorenem Posten!

Ob es wohl vor Gottes Augen verlorene Posten gibt? Der Christ bescheidet sich, sei es vor Menschenurteil ein verlorener Posten oder nicht, mit dem Wahlspruch: Sei getreu bis in den Tod! Auf deinem Posten stehe und halte treu zu deinem Herrn!

Treu auf dem Posten! Ihr lieben Geschwister, ihr legt ihm den Ehrenkranz des Dankes auf das stille Grab, ihm, dem treuen Bruder! Ein eigenes Heim und Haus war ihm nicht beschieden. Wer ihn in seinem Professorenstübchen besuchte, meinte fast in die alte schlichte Studentenklause zu geraten. Ein wenig mehr Komfort, und viele Bücher, sonst war es Alles wie einst! — So wurde es sein Posten, weil er selbst frei war, in euren Familien der gern gesehene Gast zu sein, auf dessen Kommen Bruder und Schwester, Schwager und Schwägerin, die Alten und die Jungen sich freuten. Wie wird er euch fehlen, mit dem ihr Weihnachten gefeiert, mit dem ihr an den Abendmahlstisch zu treten gewohnt wart, — dessen liebevolle, milde und fröhliche Art ihn teilnehmen ließ an Freud und Leid in den Geschwisterhäusern und am Suchen und Fragen der heranwachsenden, so sehr an ihm hängenden Generation. Sein Wesen, seine musikalische Begabung, alles war euch wert an ihm. Ihr wart sein Haus, im zahlreichen Kreise er, der alleinstehende, überallhin allen Vieles seiend, das war wohl sein Posten, ein lieber Posten, an dem er gerne gewelt, der ihm Rast und Erholung gewesen ist.

Treu auf Posten! Ganz andere Posten waren ihm gewiesen. Man hat Dorpat so oft den Vorort ostseeprovinzieller

Art und bewährten deutschen Wesens genannt. Wie bald ist er, der Petersburger, in diese Art hineingezogen und mit ganzem Herzen Balte geworden und hat an allem Ernst und Leid der Verhältnisse mit tragen geholfen. Sie werden seinen Rat und seine freigebige Hand, sein warmes Herz dort schwer vermissen. Man lebt sich sonst sehr schwer als Fremder in Livland ein. Ihm wies sein brennendes Herz immer dort die Stelle, wo es den Schwächeren verteidigen galt. Viel Schweres, viel Mißverständniß hat er deshalb zu leiden gehabt. Er aber trug es still und hielt treu auf dem exponierten Posten!

Treu auf Posten! Was für eine schwere Zeit machte die Univerſität durch! Die Wogen sind auch über Dorpat hingegangen. Die Zeit stellte ungeheure Anforderungen an Kraft und Ernst der Professoren. Sie sollten im Sturme stehen, der Jugend Halt und Richtung geben. Wo mußte der Sturm schwerer empfunden werden, als in der Fakultät, die ihre einzigartige Stellung ganz besonders zu vertreten hatte, ein Posten, hart umtobt im Wogen und Wallen eines erregten Abschnitts heimatlicher Kirchengeschichte. Noch zittert in unseren Herzen die schwere Zeit nach. Wie sollten wir nicht bewegten Herzens den Hochschullehrer betten, der unentwegt und treu auf seinem Posten stand.

Und wie weithin trifft die Trauerkunde die gesamte Kirche im Reich! Wie liegt uns allen das Wohl und Wehe der Fakultät am Herzen, der wir unsere Söhne senden, daß sie Theologen werden, zu der die Gemeinden hinschauen, ihre Pastoren von dort erwarten. Schwer lastet der Theologenmangel auf unserer Kirche. Nun sieht sich auch die Fakultät eines ihrer fleißigsten Glieder beraubt, unsere Fakultät, die auf dem Boden des alten Glaubens — wie viele glauben machen wollen, eines verlorenen Postens — treulich aushält. Ihm, der dort mitgearbeitet im alten Glauben, im schriftgemäßen Bekenntnis unserer lutherischen Kirche, wollen wir danken, betend, daß der Herr der Kirche Arbeiter in seinen Weinberg sende, denn die Notlage der Zeit ist groß.

L. Freunde! Wir Menschen reden von verlorenen Posten! Ob es wohl im großen Kampf des Reiches Gottes verlorne

Posten, vergeblich angewandte Mühe und Rechnungsfehler in der Leitung geben kann!

Vor unsern Augen steht das Bild eures Elternhauses in seiner schlichten ernstern Art! Am Sarge eures Bruders will ich das Bild der Eltern euch ins Gedächtnis rufen, des Vaters schlichte treue Art, der Mutter ernste sorgsame Frömmigkeit. Sie haben beide dem Entschlafenen etwas mitgegeben, das ihn nach Gottes Rat zu dem Posten bereitete, auf dem er stand. Er war unter ihren Händen ein stilles sinniges Kind, heranwachsend ein Knabe voll romantischer Phantasie und philosophischer Reflexionen. Den Jüngling zog es — und es war, als wüchse hier die von lieber Mutterhand gestreute Saat — unwiderstehlich zur Theologie, die sich ihm in das alte Wort von der „theologia crucis — theologia lucis“ zusammenfaßte.

Wie wertvoll macht die Treue die Gaben, die Gott einem Menschen verliehen. Wertvoll den Menschen. Wir gedenken dessen, daß hier ein treues Herz nicht mehr schlägt, das warm für seine Lieben, seine Arbeit, seine Kirche schlug und im festen Bekenntnis zu dem Herrn hielt, dessen Fußspuren auch er in seinem historischen Studium nachging, dessen Wort seine höchste und letzte Instanz war. Und wertvoll vor Gott! Die Krone des Lebens ist denen verheißen, die treu sind bis in den Tod.

Mit dem entschlafenen Bruder stellen wir alle vom gleichen Amt uns still vor das Angesicht des Herrn, der uns zum Dienst berufen. Ach, daß wir treu auf unseren Posten ständen, treu unserem Glauben, treu im Gebet für Kirche und Hochschule und in der Arbeit am Weinberge des Herrn.

Euch aber, ihr Geschwister, bleibe nicht nur des Bruders Gedächtnis! Jedem von euch ist ein Posten im Leben gewiesen. Des Bruders Scheiden mahnt, daß wir allenthalben dem Herrn Jesus stehen und fallen. Es bleibe auch euch der Wahlspruch in Freude oder Ernst des Lebens: ein Christ, treu seiner Aufgabe, treu seinem Herrn! Amen.

---

# Predigt

zum

Universitätsstiftungstag 1911

(12. Dezember)

über

Haggai, Kap. 2, 1—4,

gehalten in der Universitätskirche zu Dorpat

von

A. Berendts.

---

Gnade sei mit uns und Friede von Gott,  
unserm Vater, und dem Herrn Jesu Christo.

### Geliebte Festgemeindel

So dürfen wir uns auch heute wohl bezeichnen. Denn ist es auch nicht das Gedächtnis einer der großen Heilstaten Gottes, das wir heute begehen, so doch das einer besonderen Wohlthat, die Gott unserem Lande, unserer Stadt, unserer Gemeinde erwiesen hat. Ja, — auch unserer Gemeinde. Sie nennt sich nicht nur Universitätsgemeinde, nein, sie ist auch aus der Universität erwachsen, ist von ihr großgezogen und zum großen Teil auch erhalten worden. Und ist auch gegenwärtig das Verhältnis zum Ganzen der Universität ein lockereres geworden, — ist es sogar für das Bewußtsein vieler fast dahingefallen, so lassen sich doch die starken Bande nicht leugnen, die ungeschwächt noch fortbestehen, — vor allem das stärkste, — die theologische Fakultät, ihre Lehrer und Studenten. Es läßt sich wohl auch nicht leugnen, daß abgetrennt von der Universität unsere Gemeinde ihre Möglichkeit, in der jetzigen Weise zu bestehen, verlieren würde.

So ist also Veranlassung genug vorhanden, den Stiftungstag unserer Universität als Festtag der Universitätsgemeinde zu begehen und Gott zu danken für die reichen Ströme des Segens, die er durch die Universität über uns sich hat ergießen lassen, — aber auch Gott zu bitten, daß Er uns diese Stätte der Arbeit noch ferner erhalten möge, daß Er uns auch durch den heiligen Geist anleiten möge, diese Stätte in Seinen Dienst zu stellen und nach Seinem Willen zu brauchen. Und so dürfen wir auch darauf rechnen, in der heiligen Schrift Worte zu finden, die, wenn auch bei anderer Gelegenheit gesprochen, dennoch unsere besondere Lage in göttliches Licht zu stellen, uns die rechten Wege

zu weisen und denjenigen Trost, dessen wir jetzt besonders bedürfen, zu spenden geeignet sind. Wir lesen solche Worte bei dem Propheten Haggai, im 2. Kapitel vom 1.—4. Verse:

„Am einundzwanzigsten Tage des siebenten Monats geschah des Herrn Wort durch den Propheten Haggai: Sage zu Serubabel dem Sohne Sealthiel's, dem Fürsten Judas, und zu Josua, dem Sohne Jozadak's, dem Hohenpriester, und zum übrigen Volk, und sprich:

Wer ist unter euch überblieben, der dies Haus in seiner vorigen Herrlichkeit gesehen hat? Und wie sehet ihr's nun an? Ist's nicht also, es dünket euch nichts zu sein?

Und nun Serubabel sei getrost! spricht der Herr; sei getrost Josua, du Sohn Jozadak's, du Hohenpriester! sei getrost, alles Volk im Lande! spricht der Herr, und arbeitet; denn Ich bin mit euch, spricht der Herr Zebaoth!“ Amen.

Dich aber, Herr und Heiland, ohne den wir nichts tun können, bitten wir, — Du wollest uns recht deutlich machen, was Du uns heute zu sagen hast und wollest uns auch Kraft geben, Deinen Willen auf allen den besonderen Wegen, die Du uns führst, zu erkennen und auszuführen! Amen.

---

Versegen wir uns in die Lage des Volkes Israel in dem Augenblick, da Haggai diese Botschaft auszurichten hatte.

Siebzehn Jahre waren es her, seit Cyrus, der Perserkönig, die Unterdrückerin Israel's, Babel, erobert und alsbald den gefangenen Israeliten die Rückkehr in ihre Heimat, ja den Wiederaufbau des zerstörten Tempels gestattet hatte. Eine große Schar war freudig dem an das Volk ergangenen Ruf gefolgt und es schien, als wenn die Zeit der Verstößung des Volkes durch Seinen Gott zu Ende wäre, die Zeit der Ritterschaft, da es Zweifältiges empfing von der Hand des Herrn um alle seine Sünden.

Ja, sie waren zurückgekommen aus den fremden Ländern in das Land der Väter, nach Jerusalem, von dem sie an den Wassern zu Babel gesungen hatten: Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen. Sie waren wie die Träu-

menden, ihr Mund war voll Lachens und ihre Zunge voll Rühmens gewesen.

Wer es einmal erlebt hat, daß längst Verlorengeglaubtes wieder erstand, längst begrabene Hoffnungen wieder lebendig werden durften, der kann es auch nachfühlen, wie ihnen zu Mute gewesen war auf dem Marsche und bei der Ankunft an der heiligen Stätte. Aber er wird auch verstehen können, daß die ersten Strahlen der Morgenröthe des Glückes gleich überschwängliche Erwartungen auslösten: als müsse nun die ganze Fülle des Geweisagten sofort in Erfüllung gehen, — und daß dann die harte Wirklichkeit um so schonungsloser die Träumenden ins Wachen zurückrief. Die Folgen einer Zeit schwerer Not machen sich gewöhnlich erst geltend, wenn die schwere Not selbst schon vorüber ist: so auch hier. Auf dem heimatlichen Boden waren andere Mächte emporgekommen und die befreiten Israeliten mußten es sich gefallen lassen, als rechtlose Fremdlinge betrachtet und behandelt zu werden. — Aber auch die Dürftigkeit aller Verhältnisse legte sich drückend auf allen freudigen Aufschwung.

Da war es denn gekommen, daß der schon angefangene Tempelbau stockte, der schon gelegte Grundstein in Vergessenheit geriet: die Sorge um die nächsten Bedürfnisse überwucherte und erstickte die höchsten Bestrebungen und Interessen. Gleichgültigkeit und Stumpfheit war eingetreten, der tägliche, mühsame Kampf nach allen Seiten lähmte den Mut, weiter auszuschauen und höher hinaufzublicken, ja, sich dessen zu erinnern, daß der Gott der Väter denn doch Seine Treue und Seine Macht erwiesen hatte, daß er von jetzt an ein festeres Vertrauen auch für die Zukunft beanspruchen dürfe.

Auch die Spizen des Volkes, — vor allem die Führer, der Sproß des Davidischen Hauses Serubabel, der Hohepriester Josua, sie schienen ihres Berufes vergessen zu haben, das Volk im Sinne seiner großen Bestimmung zu leiten.

Aber, wie die Ausaat, so die Ernte: wer sich in die leiblichen Sorgen versinken läßt, der erntet auch nichts als neue Sorgen. In dieser Folge liegt Gottes Mahnung, die das Gemüt wieder emporrufen soll. So war denn auch eine Zeit der Dürre, des Mißwachses, der Verdienstlosigkeit über das Volk

gekommen: je weniger man es für an der Zeit hielt, den Tempel zu bauen, desto schwerer wurde die Zeit.

Doch Gott ruft nicht nur durch Strafgerichte zur Besinnung, auch durch Menschen, denen Er Seinen Geist giebt, daß sie Seinen Willen unzweideutig verkündigen sollen.

Haggai war der erste, der den Ruf wieder erschallen ließ: „Gehet hin auf das Gebirge und holet Holz, und bauet das Haus: das soll Mir angenehm sein, und will Meine Ehre erzeigen, spricht der Herr!“ Und der Nachdruck, mit dem er das Volk auf die bisherigen Versäumnisse und die göttlichen Strafen hinwies, hatte Erfolg! Der Herr erweckte selbst den Geist Serubabel's und Josua's und des ganzen übrigen Volkes: aufs Neue begann die Arbeit am Hause des Herrn Zebaoth.

Über mit den ersten Zurüstungen stellte sich auch wieder in kläglich Weise der Mangel an Mitteln und Kräften heraus: was da wieder zu erstehen begann, das sah nicht darnach aus, als ob es der erneuerte Tempel Salomo's werden sollte! Wer gar den alten Tempel noch mit eigenen Augen gesehen hatte in seiner vorigen Herrlichkeit, dem dünkte das Neue nichts zu sein. Wieder drohte Mutlosigkeit die Kräfte der Bauenden zu lähmen, der Schatten des Alten verdunkelte das werdende Neue. —

Geliebte Mitschriften! Ist nicht Vieles an dem eben gezeichneten Verlauf, was uns an die jüngsten Schicksale unseres Landes, ja unserer Universität erinnern kann? Mag auch der Abstand groß sein zwischen jenen Geschicken des erwählten Volkes Gottes, in dessen Mitte der Heiland der Welt erstehen sollte, und denen unserer von den eigentlichen Brennpunkten der Weltgeschichte abgelegenen Heimat, — wir dürfen doch die Verbindungslinien ziehen, die Warnung vor solchen, die Arbeitsfreude hemmenden Vergleichen, und das Trostwort des Propheten auf uns anwenden.

Auch wir sind vor nicht langer Zeit aus der äußersten Hoffnungslosigkeit durch Gottes Güte wunderbar befreit worden und haben wieder die Möglichkeit erhalten, mehr wie bisher in unserer altererbten Weise zu arbeiten im Dienste der engeren Heimat und des Reiches, dem wir angehören. Aber das scheint

in den Augen vieler, verglichen mit den vorigen Zeiten, nichts zu sein und wenig genug Teilnahme findet unsere Arbeit bei manchen, die sich der alten Herrlichkeit erinnern, allerdings auch bei solchen, die sie nie gekannt haben. Es scheint vielen, daß mit dem Verlust der alten Form des Wirkens und Dienens auch der Inhalt selbst verloren gegangen sei.

War es aber wirklich etwas Großes und Gutes, etwas, was vor Gottes Augen Geltung und Bestand haben konnte; war es ein solches, was unsere alte Universität auszeichnete, wie wäre es möglich, daß es dann spurlos verschwunden ist?

War es die strenge Betonung der Pflicht, war es der rückhaltlose Dienst der Wissenschaft ohne politische Nebenabsichten, war es die unerschütterliche Treue gegen unseren Monarchen und unser Reich, war es die Forderung, daß wissenschaftliches Streben unbedingt mit ehrenhafter Gesinnung Hand in Hand gehen müsse; war es alles das und ähnliches, was wir an unserer Universität hochschätzten, wie sollte es möglich sein, daß äußere Veränderung uns an der Entfaltung dieser Vorzüge hindern könnte? So ruft denn auch jedem von uns der Prophet zu: „Sei getrost“ und immer wieder „Sei getrost“, oder wie es genauer nach dem Urtext lauten müßte: „Fasse Mut“! Fasse Mut! Die Hauptsache ist nicht verloren und kann nicht verloren sein. Auch unter den ungünstigsten Verhältnissen, ja gerade unter diesen, müssen wir durch unser Wirken beweisen können, was unsere alte Universität wert war, was sie uns als unverworfliches Erbe hinterlassen hat.

Dazu gehört aber vor allem, daß wir auch auf das zweite achten, was der Prophet sagt: und arbeitet!

Es genügt nicht, daß man wehmütige Betrachtungen anstellt, wie es einstens war und wie es jetzt ist, es genügt nicht, daß man stolz ist auf die Vergangenheit oder gar herabsieht auf andere, die an ihr nicht teilgehabt haben, es genügt nicht nur nicht, es schadet sogar der eigenen Sache. Nichts ist schlimmer als Ansprüche stellen, solange man sich ihrer nicht durch die Tat als würdig erwiesen hat. Und was hilft es uns, wenn unsere Väter Schätze gehabt haben, von denen uns nichts als die Erinnerung nachgeblieben ist!

Arbeitet! So heißt es nicht nur im Alten Testamente, auch dem Christen gilt nichts anderes als diese Aufforderung! Das werden freilich viele nicht wahr haben wollen. Es ist eine landläufige Rede bei denen, die wahre Christen und Christum selbst nur von Hörensagen kennen: als sei es für den Christen bezeichnend, daß er die Hände in den Schoß legt und alles von Gott erwartet.

Wer ist es, als der Heiland selbst, der gesagt hat: „Ich muß wirken die Werke Deß, Der mich gesandt hat, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann!“

Und des Herrn größter Apostel? Bezeugt er doch nicht nur von sich selbst: „Ich habe viel mehr gearbeitet denn sie alle“, und dann wieder, im Hinblick auf die Handarbeit zum Lebenserwerb: „Tag und Nacht arbeiteten wir, daß wir niemandem unter euch beschwerlich wären“? Es ist auch seine stetig wiederkehrende Mahnung an seine Gemeinden: „Arbeitet mit euren Händen, wie wir euch geboten haben“ und ähnlich.

So steht es für uns gerade als Christen erst recht fest: Der Kern unseres Universitätslebens kann nur die Arbeit sein. Je treuer und gewissenhafter sie geübt wird, desto mehr haben wir Hoffnung, die Überlieferungen, die uns teuer sind, zu erhalten und hindurchzuretten durch Zeiten, die ihnen nicht günstig sind. Das ist auch der einzige Weg, um die Achtung für unsere Eigenart auch den Widerstrebenden abzurufen.

Jugendlust und Jugendmut, Freundschaft und Geselligkeit, Freude an allem Schönen und Großen, an allen höheren Interessen der Menschheit, wer sollte ihnen den Platz, im Leben der Jugend besonders, mißgönnen? aber die erste Stelle gehört der Arbeit und alles jenes muß weichen und zurückstehen, wenn die Arbeit ihre Forderungen erhebt. — Ganz fraglos aber muß es für uns, die Erben einer Zeit großer, fruchtbarer, einmütiger Arbeit sein, daß unter keinen Umständen die wissenschaftliche Arbeit an der Universität gehemmt oder gehindert werden darf, daß wir denen, die solches versuchen, auch nicht einen Schatten von Sympathie schuldig sind.

Und diese Arbeit des Lehrens und Lernens, des Forschens und Suchens, wir dürfen sie auch unter das Licht der Gewiß-

heit stellen, mit der der Prophet seine Aufforderung zum Tempelbau begründet, wenn er spricht: „Denn Ich bin mit euch, spricht der Herr Zebaoth“.

Denn Ich bin mit euch, so heißt es. Der feste Grund tritt hier in der That zu Tage, auf dem die Aufforderung zur Arbeit ruhte, die Gewähr dafür, daß die Arbeit nicht ohne Frucht und Erfolg bleiben, daß sie ihr Ziel erreichen würde. Der Herr Zebaoth gab diese Gewähr; Er erklärte sich für die Arbeitenden, erkannte ihr Werk als das Seine an, setzte Seine allgewaltige Kraft als Bürgin ein für ihre Schwachheit. Und wir wissen aus dem Verlauf der Geschichte, daß das nicht eine leere Zusage war: aller Neid der Umwohner, alle Gehässigkeit der persischen Beamten haben das Werk nicht am Fortschreiten auf die Dauer hindern können. Auch die alte, ja noch größere Herrlichkeit hat der Tempel wieder erhalten, wenn auch erst Jahrhunderte später. So dürfen wir auch damit rechnen, daß unsere Arbeit nicht vergeblich sein wird. — Zwar, je geistiger eine Arbeit ist, umfoweniger lassen sich ihre Erfolge messen und wägen, um so geheimnisvoller ist ihre Wirkung.

Gar manches Mal scheint es uns, als ob aller Eifer, alle Begeisterung nichts zuwege gebracht haben: da, oft Jahre nachher, erfahren wir es, daß doch dieses oder jenes Wort gezündet und große Entwicklungen verursacht hat.

Wir dürfen daher hoffen, daß alles redliche Wollen und Wirken von Gott in Seinen Dienst genommen wird. Wie seine Verwendung sich gestaltet, das kann niemand sagen. Aber Gott ist mit solchem Wirken, — diese Zusage haben wir.

Allerdings nicht ohne eine gewichtige Einschränkung darf das gesagt werden: Das Wirken und Arbeiten muß ein Bauen sein am Hause Gottes! Solange die heimgekehrten Israeliten nur für sich selbst arbeiteten, nur daran dachten, ihre eigenen Häuser zu bauen und zu schmücken, so lange war Gott nicht mit ihnen, sondern gegen sie.

Und so lange unsere Arbeit dem eigenen Vorteil, der eigenen Ehre dient, werden wir auch das freudige Bewußtsein nicht haben können, daß Gott sich zu unserem Werk bekennt.

Ja, was heißt denn das aber, am Hause Gottes bauen?

Jahrhunderte lang hat man darunter verstanden: völlige Unterwerfung alles menschlichen Tuns unter die Kirche, d. h. die Priesterschaft, alles menschlichen Wissens unter die Theologie, als die von dieser Priesterschaft gepflegte Wissenschaft.

Noch jetzt wirkt dieses Mißverständnis auch in evangelischen Kreisen nach: bei den einen als Schreckgespenst einer Unterdrückung aller Denk- und Handlungsfreiheit durch die Kirche, bei den andern als das Vorurteil, nur das sei Reichsgottesarbeit, was im unmittelbaren Dienst kirchlicher Zwecke oder der Zwecke der inneren und äußeren Mission geschehe. Und doch ist es eine der Errungenschaften der Reformation, daß alle treue Berufsarbeit, dem Nächsten und auch der Menschheit im allgemeinen zu Dienst und Nutzen, als Gottesdienst und somit auch als Reichsgottesarbeit, als Bauen am Hause Gottes angesehen werden muß. Gottes Haus kann nur dort sein, wo Gott wohnt, und wohnen will Gott unter uns nur durch Seinen heiligen Geist, d. h. durch Sein Wort. So heißt auch Gottes Haus bauen — Seinem Worte Raum schaffen in der Welt, daß es wirke und walte, Glauben wecke und durch den Glauben Liebe, Glauben an Gottes Sohn, der Welt Heiland, und Liebe im Dienste des Nächsten. Alle Arbeit, die unmittelbar oder mittelbar Glauben und Liebe fördert, die kann auch dessen gewiß sein, daß sie nicht zwecklos ist, sondern dem höchsten Zweck der Welt, daß sie Gott dient.

Gar manchem treuen Arbeiter kommt es nicht zum Bewußtsein, daß er an Gottes Haus baut: aber erkennbar ist solche Arbeit daran, daß sie sich als Dienst betrachtet, als Dienst an den Menschen. Wir können überzeugt sein, daß der Herr von solchen Arbeitern sagt: wer nicht wider uns ist, der ist für uns. Es gibt ein geheimnisvolles Wirken des heiligen Geistes, das sich bei scheinbaren Gegnern des Evangeliums zeigt, bei solchen, die durch den Bann der Zeitströmung in ihrem Denken fortgedrängt worden sind, aber mit dem Innersten des Gemütes fest im Glauben wurzeln. Dieser unbewußte Glaube offenbart sich eben im Dienen und Lieben. — Nur dort können wir mit einiger Sicherheit das Wirken gegnerischen Geistes verspüren, wo mit Bewußtsein das freie Walten und Ausleben der Triebe auch auf Kosten des Nächsten verkündigt wird, wo die Arbeit dazu

dient, neue Mittel zur Beherrschung und Ausbeutung des Nächsten zu finden.

„Arbeitet, denn Ich bin mit euch, spricht der Herr Zebaoth“: es war angesichts der umgebenden Verhältnisse eine starke Anforderung an die Glaubenskraft der Mitbürger, die in diesen Worten des Propheten lag. Und er hat im Weiteren die Anforderung immer höher gespannt; er kündigte diesem so unscheinbar sich ausnehmenden Tempel eine Herrlichkeit an, größer als die des ersten gewesen war: eine Stätte solle er werden, da der Heiden Bestes zusammengebracht wird, eine Stätte zugleich des Friedens. Er selbst, der Prophet, deutete die ihm gewordene Offenbarung auf die nächste Zukunft. Er war ja nur ein Mensch und die Offenbarung, die er empfing, war größer als er selbst, sie reichte über seinen Horizont hinaus. Sie reichte auch über die Zeit hinaus, da Herodes alle erdenkliche Pracht auf dieses Haus häufte. Das war auch noch nicht die verheißene Herrlichkeit, wohl aber erfüllte sich die Weissagung vorläufig, als Der, Der die Herrlichkeit des Herren selbst war, Jesus Christus, in dieses Tempels Räumen wandelte. Aber die Sünde und der Unglaube des Volkes Israel ließen es damals nicht zu, daß die Herrlichkeit sich bleibend hier niederließ. — Für die Endgeschichte der Menschheit, für die Zeit, da alle Sünde überwunden sein wird, ist die volle Erfüllung der Weissagungsworte aufgespart und auf einen Tempel gehen sie, der nicht von Menschenhänden gemacht sein wird.

Dürfen wir auch aus diesen Weissagungsworten etwas für uns am heutigen Tage entnehmen? Schwerlich die Hoffnung auf irgend welche äußere Herrlichkeit, die unserer Universität wartet. Aber doch die Gewißheit, daß der Herr dereinst das, was hier in Seinem Dienst und im Dienst der Menschen geschehen ist, in helles Licht stellen und das hier in Schwachheit Angefangene selbst herrlich vollenden wird.

Über allem aber, was hier je am Hause Gottes gearbeitet worden ist oder noch gearbeitet wird, rufen wir:

Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib Ehre um Deine Gnade und Wahrheit. Amen.

---

# Der Protestantismus

in

## Osteuropa

von

A. Berendts.

---

So reich und groß die Segenswirkungen der Reformation in allen Ländern waren, die von ihrem Licht bestrahlt wurden, nirgends sind sie so unmittelbar entscheidend geworden, auch für das politische Leben, wie in dem alten Livland, den jetzigen Ostseeprovinzen Rußlands. Die Reformation war es, welche hier den innerlich haltlosen und widerspruchsvollen Staatengebilden — den Bistümern mitsamt dem Ordensstaat — den Boden unter den Füßen wegzog und den wirklichen Vertretern des Landes und seiner Interessen, den Ritterschaften und Städten, das Bewußtsein göttlicher Berechtigung, damit aber Lebens- und Widerstandskraft verlieh. Mit dieser ausgerüstet, vermochten sie die furchtbaren Stürme zu überstehen, von denen der Zusammenbruch der Selbständigkeit, der Übergang zu Polen, dann der zu Schweden, endlich zu Rußland begleitet war, — aber auch die schweren Prüfungen, welche sie unter den neuen Herrschaften trafen. —

Fast wie etwas Selbstverständliches ist die Reformation in den Städten Riga, Reval, Dorpat eingezogen; aber auch im Lande hatte die Predigt des reinen Evangeliums sich rasch Sympathien erworben, selbst bei dem großen Ordensmeister Wolter von Plettenberg. Nur die Bischöfe, vor allem der Berliner Bürgermeistersohn Johann von Blankenfeld, der allmählich dazu gelangte, drei Bistümer in seiner Hand zu vereinigen, standen der Bewegung feindlich gegenüber.

Aber etwas anderes war es, die Predigt des reinen Wortes Gottes lieb gewinnen, etwas anderes — dem reinen Wort Gottes Folge für das Leben geben und alles hinwegräumen, was zu ihm in schroffem Widerspruch stand: weltliche Gewalt der Geistlichen, Kloster- und Ordensgelübde, Kirchengut und Kirchenvorrechte. Die Städte waren dazu entschlossen, die Ritter-

schaften nicht, und diesen schloß sich der Meister an. Denn seine und des Ordens Stellung, ihr Existenzrecht, ja die ganze Landesordnung kamen dabei in Frage.

Dem Beispiel seines Vorgesetzten, des Hochmeisters Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der im Jahre 1525 das preußische Ordensland in ein polnisches Lehnsherzogtum verwandelte, vermochte Plettenberg nicht zu folgen; teils fühlte er sich zu schwach dazu, inmitten von lauter erbitterten Feinden solche Umwälzungen vorzunehmen, teils aber hielt er sich auch nicht für dazu berufen. Plettenberg war wohl der Mann dazu, das Bestehende zu erhalten und zu verteidigen, nicht aber Neues zu schaffen. So gewährleistete er zwar seinen Städten Riga und Reval die freie Predigt des Evangeliums, sorgte auch dafür, daß sonst im Lande ihr keine Hindernisse bereitet wurden, aber jede Veränderung der Landesverfassung hielt er mit mächtiger Hand auf und selbst, als auf dem Landtag zu Wolmar im Frühjahr 1526 die Stände des Landes zum großen Teil geneigt erschienen, ihn als weltlichen Herrn anzuerkennen, ließ er den Moment ungenützt vorübergehen. Die Gelegenheit (wenn es eine solche war), ein selbständiges weltliches Reich in Livland aufzurichten, war versäumt und später, als sich wenigstens die Möglichkeit bot, in Anlehnung an Polen und Preußen ein festeres, weltliches Staatswesen zu begründen, hielten die Machthaber des Landes, besonders der vorlegte Ordensmeister Wilhelm von Fürstenberg, mit achtungswerter Treue, aber ohne jede politische Einsicht an den alten, nun ganz sinnlos gewordenen Ordnungen und dem Zusammenhang mit dem römischen Reich deutscher Nation so lange fest, bis schließlich der unterhöhlte Bau bei dem ersten kräftigen Stoß der sich im Osten erhebenden russischen Macht zusammenstürzte und das Land eine Beute seiner Nachbarn wurde.

Inzwischen aber war das Evangelium in Stadt und Land fest eingewurzelt. Besonders segensreich und den Charakter des baltischen Protestantismus gewissermaßen vorausbildend war die Wirksamkeit des Rigaer Reformators Andreas Knopfen (aus der Neumark gebürtig) gewesen. Als echter Lutheraner hatte er dafür gehalten, wie ein alter Chronist sagt, „daß der Göze

erst müsse aus des Menschen Herz und hernach denn aus der Kirchen geräumt werden“. Nichtsdestoweniger war auch letzteres geschehen und die Städte Riga und Reval waren schleunigst an die Aufrichtung einer evangelischen Kirchen-Ordnung gegangen. Früher als irgendwo sonst auf dem ganzen Gebiet der Reformation ist hier eine evangelische Kirchenordnung zu stande gekommen! (Reval, 19. September 1523, in Riga wohl noch früher.) Mit sicherer Hand hatten die städtischen Obrigkeiten die weltliche Leitung des Kirchenwesens in die Hand genommen, die geistliche aber ganz und gar den Predigern überlassen. Nur die Kirchenzucht übten Rat und Gemeinde mit den Geistlichen zusammen.

So rasch wie die äußeren Gefahren sind auch die inneren überwunden worden, welche, wie in Deutschland, durch die Schwarmgeister erregt wurden: nur vorübergehend war die durch den „Laienpelzer“ Melchior Hofmann aus Schwäbisch-Hall in Dorpat veranlaßte Irrung. Immerhin bedurfte es einer festen Hand, um das neue Kirchenwesen, das doch noch in den Anfängen stand, fest zu begründen: es war ein Glück für Riga, daß es den wohlbewährten Königsberger Reformator, den Freund Luthers, D. Johann Briesmann, zu wenn auch nur kurzer Wirksamkeit gewann (1527—1531). Ihm gelang es in Riga — vielleicht auch in den anderen Städten — dem gottesdienstlichen Leben eine feste Gestalt und Richtung zu geben. Durch seine „Kurze Ordnung des Kirchendienstes“ hat er auch auf diesem Gebiete echt lutherischen Gedanken zum Siege verholfen: sowohl denen gegenüber, welche die Bedeutung gottesdienstlicher Formen überschätzten, wie denen, welche alle Formen verachteten, galt sein Grundsatz: Die Ceremonien sollen uns dienen und nicht wir den Ceremonien. — Seine Kirchendienstordnung und das mit ihr verbundene Gesangbuch (in welchem der älteste erhaltene Druck des Liedes: „Ein feste Burg ist unser Gott“ sich findet) sind später von maßgebendem Einfluß für die niederländischen Gebiete geworden. — Aber auch Luther selbst hat aus der Ferne an der Arbeit dieser Reformatoren mitgewirkt: mehrere eigenhändige Briefe sind ein lebendiges Zeugnis dafür. Mancherlei Förderung ist durch sie dem jungen Kirchenwesen zu teil geworden. — Wie tief und innig das reine Evangelium auch von der

Bürgerschaft der baltischen Städte erfaßt worden war, davon zeugen die Werke des bekannten Fabeldichters Burkhard Waldis aus Allendorf in Hessen, der gerade in Riga für die Reformation gewonnen wurde, seine Mönchskutte ablegte und das Gewerbe eines Zinngießers lange Jahre betrieb. Seine besten Dichtungen sind in Livland entstanden. — Aber nur von den Städten konnte man sagen, daß sie die Reformation wirklich angenommen hatten: auf dem Lande fehlte es an tüchtigen, vom Evangelium innerlich erfaßten und wissenschaftlich nur einigermaßen ausgebildeten Pastoren, vor allem aber an einer einheitlichen Leitung des Kirchenwesens. Besonders das Landvolk — die Esten im Norden, die Letten im Süden des Landes — war vom evangelischen Christentum ebenso äußerlich berührt, wie vom Christentum überhaupt. Reste des Heidentums und Reste katholischen Aberglaubens waren noch unüberwunden. So lange das Land noch keine offen evangelische oder dem Evangelium freundliche Obrigkeit hatte, ließ sich nur wenig tun.

Das aber war am Schluß der Selbstständigkeitszeit erreicht, daß alle maßgebenden Stände — Ritterschaften und Städte — das reformatorische Bekenntnis für ihr vornehmstes Gut hielten: die neuen Herren des Landes mußten ihnen allen anderen Vorrechten zuvor die unantastbare Geltung der Augsburger Konfession gewährleisten. (Privilegium Sigismundi Augusti, 28. November 1561.) In den Jahren 1561 bis 1562 hörte nicht nur die Selbständigkeit, sondern auch die politische Einheit des Landes auf: Polen, Schweden, Dänemark, anfangs auch Rußland, teilten sich in den Besitz. Nur das Land südlich der Düna — das heutige Kurland — bewahrte eine teilweise Unabhängigkeit: den größten Teil davon erhielt der letzte Ordensmeister Gotthard Kettler als polnisches Lehnsherzogtum.

Er war es denn auch, der als überzeugter Lutheraner sofort die Durchführung der Reformation in seinem ganzen Gebiet unternahm. Er hat zuerst auf livländischem Gebiet ein geordnetes evangelisches Kirchenwesen geschaffen und vor allem auf die religiöse Erziehung des Landvolkes Gewicht gelegt. Auf seine Veranlassung wurde von deutschen Pastoren die Übersetzung der notwendigsten gottesdienstlichen Bücher ins Lettische

durchgeführt und von ihrer Herausgabe in den Jahren 1586 und 1587 ist der Anfang einer lettischen Litteratur zu rechnen. Als getreuer Ratgeber Kettlers hat sich gerade auch in kirchlichen Angelegenheiten sein geheimer Rat, Salomon Henning, aus Weimar gebürtig, bewährt. Von den anderen Teilen des alten Livland hatten Estland und die Insel Ösel das Glück gehabt, sofort in die Hände einer evangelischen Obrigkeit zu kommen: jenes an Schweden, die Insel Ösel an Dänemark. Aber Estland hatte infolge der beständigen Kriegsnot, von denen es bis tief ins XVII. Jahrhundert betroffen wurde, zunächst nur noch wenig von den segensreichen Folgen dieser Staatszugehörigkeit zu spüren. Doch diese äußere Not war nichts gegen die schweren Prüfungen und bitteren Anfechtungen, die das eigentliche Livland, das Kernstück des ganzen Gebietes, in dieser Zeit zu erdulden hatte. Es war an Polen gefallen. Die feierlichsten Versicherungen hatten ihm und schließlich auch Riga, das sich lange gesträubt hatte, Recht, Sprache, Sitte und vor allem die Religion scheinbar sicher gestellt. Aber in Polen brachen sich damals Gedanken Bahn, die seither in Europa leider nicht ausgestorben sind: es tauchte der scheinbar unantastbare Grundsatz zum erstenmal in der Geschichte deutlich auf, als wenn die Einheit und Festigkeit eines Staates von der Einheit der Nationalität und der Religion abhinge und als wenn diese Einheit, wo sie historisch nicht vorhanden, auch gewaltsam durchgesetzt werden könnte. Die Kosten dieser polnischen Ideale haben die Deutschen in Westpreußen, die Russen in West- und Südrußland zu tragen gehabt und auch für Livland war dasselbe Schicksal bestimmt. Es kam dazu, daß der eben damals wie eine lange zurückgestaute Flut über Europa hereinbrechende Romanismus, — dem in Deutschland so vielfach die inneren Zwistigkeiten der Lutheraner und Reformierten die Eingänge eröffnet hatten, — für den Norden gerade in Polen sein Sammelbecken gefunden hatte. Sein gewaltiger Beförderer war der König Stephan Bathory, dessen Gehülfen waren die Jesuiten. Ihren propagandistischen Künsten erlag ein großer Teil der polnischen Protestanten: so glaubten sie, auch in Livland leichtes Spiel zu haben. Aber der Widerstand, den das durch den

Krieg fast völlig zerrüttete Land leistete, erwies sich als zu stark. Livland war eines der Bollwerke, an denen sich der gewaltige Ansturm der Gegenreformation gebrochen hat. Die Gefahr war aber keine geringe: schon damals erstreckten sich die römischen Befehrsversuche auf das estnische und lettische Landvolk. Es geistlich zu versorgen, sollten die Deutschen jedes Recht verlieren. Man hätte die „Transmarinen“ (Überseeischen) am liebsten völlig vertrieben. Da das nicht anging, so sollte die römische Kirche wenigstens, obwohl sie kaum noch Befenner im Lande zählte, als die herrschende gelten und die Rechte einer solchen gegenüber den „Dissidenten“ genießen. Daß aus diesen Grundsätzen die richtigen Folgerungen gezogen wurden, dafür sorgten vor allem die Jesuiten. Aber alle ihre Bemühungen hatten nur insoweit Erfolg, als die politische Macht sie unterstützte. Kirchen konnte man einziehen, ein Bistum und Jesuitenschulen gründen, die Einheimischen von öffentlichen Ämtern zurückdrängen, ihre Rechte allseitig beschneiden — dem lutherischen Glauben der Bevölkerung, sowohl der deutschen aber auch der estnischen und lettischen war im großen und ganzen kaum etwas anzuhaben. Auf dem Lande hat die Ritterschaft gleich anfangs polnisch-katholischen Anmaßungen entschlossen abgewiesen: in Riga hat der Rat zuerst aus politischen Gründen gefügig sein wollen, aber die feste Haltung der Bürgerschaft machte etwaige Hoffnungen der Polen zunichte und langdauernde innere Wirren — bekannt unter dem Namen des Kalenderstreits (nach ihrem äußeren Anlaß, der Einführung des gregorianischen Kalenders, genannt), nur zum geringsten Teil indes religiös bedingt, — brachten schließlich auch den Rat zur Besinnung und zu entschiedener Abwehr aller weiteren polnischen Bemühungen. Aber nicht nur Abwehr wurde in Riga geleistet, einen streitbaren Vorkämpfer, der auch zu mutigem Angriff fähig war, erhielt die Stadt an ihrem Oberpastor (an St. Petri seit 1616) Mag. Hermann Samson. In Predigten und Streitschriften ist er den Jesuiten entgegengetreten, bis sie ihm schließlich nur mit Intriguen zu antworten vermochten. Zugleich wurde in der umgestalteten Domschule auch dem jesuitischen Schulwesen ein wirksames Gegengewicht geboten.

So war der katholische Ansturm bereits innerlich überwunden, als die Stunde auch der äußeren Befreiung schlug: der Held, welcher in Deutschland den Protestantismus rettete, hat denselben Dienst auch Livland erwiesen. Die Eroberung Rigas durch die Schweden (14. September 1621) entschied die Niederlage Polens, es war der Beginn seines Unterganges. Unter Schwedens Herrschaft konnte Livland zum erstenmal die Vorteile einer kräftigen, tüchtigen Regierung genießen, mochte auch die aufgeklärte Selbstherrschaft jener Zeiten nicht im Stande sein, die besonderen Verhältnisse des Landes verurteilslos zu behandeln. Für die livländische evangelische Kirche bedeutete die schwedische Zeit noch mehr: nun erst erhielt sie ihre feste Ordnung und Gestaltung (ebenso die Kirche in Estland). In dieser Zeit schon wurden die Grundlagen der noch jetzt bestehenden kirchlichen Einrichtungen Livlands und Estlands gelegt. Gerade an der lebendigen und eifrigen Fürsorge für die arg vernachlässigte Kirche dieser Lande läßt sich am ehesten erkennen, daß der Grundtrieb in der Regierungstätigkeit Gustav Adolfs — aber auch seiner nächsten Nachfolger — der religiöse gewesen ist. War auch die Staatskirche das Ideal, von dem die schwedische Regierung sich leiten ließ, so war sie doch anfangs weit davon entfernt, wahllos und unbeschränkt schwedische Einrichtungen in die neu erworbenen Gebiete zu verpflanzen oder die einheimischen Kräfte bei Seite zu lassen: im Gegenteil, gerade die kirchliche Tätigkeit dieser und sogar die des Landvolks sollte belebt werden. Dazu dienten die schon bestehenden Ämter der Kirchenvorsteher und Kirchenvormünder, das neugegründete der Oberkirchenvorsteher. Überhaupt wurde nun zuerst die christliche Erziehung des Landvolkes in Livland und Estland in Angriff genommen. Erst unter schwedischer Herrschaft kam es (nachdem einige Versuche im XVI. Jahrhundert, auch von Seiten der Jesuiten unternommen, wenig Spuren hinterlassen hatten) zur Begründung einer estnischen Schriftsprache und Litteratur. Auch hier waren es deutsche, lutherische Pastoren wie Georg Müller, Roffhnius, Stahl, Blum u. a., die den Undeutschen die gottesdienstlichen Bücher und Teile der h. Schrift übersetzten. Aber auch für die Bildung der höheren Stände wurde nun mit

größerm Eifer gesorgt. Gustav Adolf selbst war es, der eine Reihe von Gymnasien in Riga, Reval, Dorpat ins Leben rief und schließlich an letzterem Orte sogar eine Universität; mitten im Kriegslärm des Feldlagers bei Nürnberg hat Gustav Adolf die Stiftungsurkunde der Universität Dorpat unterzeichnet (30. Juni 1632). Freilich große Blüte hat sie nicht erlebt: zweimal ist sie eröffnet worden, um beide Male schon bald einzugehen. Das schwer mitgenommene Land besaß noch nicht die Kräfte, um eine Universität von sich aus zu unterhalten. Die zum Teil schwedischen Professoren aber hielten sich als Fremde und blieben dem Lande fremd. Ja, bei der zweiten Eröffnung der Universität, im Jahre 1690, war es schon offen darauf abgesehen, durch Vermittlung dieser Bildungsanstalt nicht so sehr dem Lande zu nützen, als vielmehr der schwedischen Nationalität zum Übergewicht zu verhelfen.

Auch Schweden war ja inzwischen auf den abschüssigen Weg geraten, der Polen zum Verlust Livlands geführt hatte. König Karl XI. suchte das Unglück in auswärtigen Kriegen durch Siege über die eigenen wehrlosen, friedlichen und treuen Untertanen wettzumachen. Der einfache Grundsatz, daß das Wohlergehen des Staatsganzen auf dem Wohlergehen seiner Teile beruht und daß dieses am ehesten durch sorgliche Berücksichtigung ihrer Eigenart, ihrer eigentümlichen Bedürfnisse, zu erreichen ist, wurde völlig verkannt. Durch die berücksichtigte, mit sinnloser Wut betriebene Güterreduktion, durch den brutalen Umsturz der livländischen Landesverfassung entgegen den heiligsten Versicherungen, sollte angeblich die Centralgewalt gestärkt werden: aber nicht nur gelang dieses nicht, sondern die Unvernunft der schwedischen Regierung, wie die Servilität ihrer Beamten erwiesen sich als geeignet, die Liebe und das Vertrauen, welche Gustav Adolf und seine nächsten Nachfolger gesät hatten, aufs gründlichste auszutreiben. Der Geist, welcher die politischen Maßregeln Karls XI. beherrschte, trat auch in den kirchlichen zu Tage. Auch hier — in dem auch in Livland und Estland eingeführten Kirchengesetz von 1686 und einigen nachfolgenden Verordnungen — war das königliche Bestreben darauf gerichtet, die maßgebenden Teile der Landesbevölkerung: Ritterschaften

und Magistrate von jeder kirchlichen Mitarbeit auszuschließen, ohne jedoch ihre Lasten und Leistungen zum Besten der Kirche zu erleichtern. Die Kirche sollte im ganzen schwedischen Reich in unmittelbarster Abhängigkeit vom Staat, und zwar von seinem selbstherrlichen Oberhaupt stehen. Das wäre ja an und für sich nicht schlecht gewesen, wenn alle weltlichen Angelegenheiten, wie Vermögensfragen, Ehesachen u. a., dem Staate anheimgefallen wären; aber seine Oberhoheit sollte sich auch auf das eigentlich geistliche Gebiet, auf Lehre, Gottesdienst, Seelsorge erstrecken. Die Folge davon war maßlose Intoleranz gegen alle Andersgläubigen, besonders die Reformierten, aber auch die Verfestigung eines harten gesetzlichen Zuges im kirchlichen Leben, einer starren Rechtgläubigkeit, ganz entsprechend derjenigen, welche in Deutschland fast das ganze XVII. Jahrhundert hindurch die Oberhand in der lutherischen und reformierten Kirche gehabt hat. Dennoch muß anerkannt werden, das die schwedische Regierung für die regelmäßige kirchliche Versorgung der Gemeinden, für würdige Gottesdienstordnung, auch für den religiösen Unterricht, Vermehrung der Litteratur in den Volkssprachen — besonders Übersetzungen der ganzen Bibel — mit frommem Eifer Sorge getragen hat. Es wurden feste, kirchliche Ordnungen geschaffen, die im stande waren, die furchtbaren Stürme des nordischen Krieges zu überdauern. — Der nordische Krieg zeitigte für Schweden die Früchte der unseligen inneren und äußeren Politik Karls XI. Die Länder, deren Erwerb Schweden die Großmachtstellung eingetragen hatte, Liv- und Estland, gingen ihm verloren, der kriegerische Ruhm Karls XII. konnte den Sturz der schwedischen Großmacht nicht aufhalten. Die ihres Rechtes beraubten führenden Stände Liv- und Estlands haben auch in diesem Kriege nach anfänglichem Schwanken ihre Pflicht getan, so lange etwas zu retten war; sich für den Staat, der sie so bitter getäuscht, aufzuopfern, hatten sie nicht die Verpflichtung. Nach den letzten Erfahrungen fiel die Trennung vom glaubensverwandten Oberherrn, die Unterstellung unter einen neuen, andersgläubigen nicht schwer. —

Die Umstände, unter denen der Übergang an Rußland sich vollzog, aber auch die Gesinnung Zar Peter des Großen,

schlossen jede Gefahr für den protestantischen Glauben aus. Es lag dem Zaren daran, daß die Liv- und Estländer freiwillig sich seiner Gewalt unterwarfen, sonst hätte er diese Provinzen, früheren Verträgen gemäß, an Polen abtreten müssen. Daher fielen die Kapitulationen von Riga, Reval, Pernau so überaus günstig für die Ritterschaften und Städte aus; noch vor Beendigung des Krieges erkannten sie (schon 1710) die russische Herrschaft an, gegen die Zusicherung vollständiger Wiederherstellung ihrer Rechte und Aufrechthaltung des bisherigen kirchlichen Zustandes. Die evangelische Religion gemäß der unveränderten Augsburger Konfession und den von selbiger Kirche angenommenen symbolischen Büchern sollte „ohne einigen Eindrang, unter was Vorwand er auch könnte bewirkt werden, rein und unverrückt conserviret, sämtliche Einwohner im Lande und Städten dabei kräftig und unveränderlich gehandhabet“, die bisherige kirchliche Verfassung sollte gar „sonder Veränderung, ewiglich conserviret“ werden. Auch die Universität sollte beibehalten „und allezeit mit tüchtigen Professoren, der Evangelisch-Lutherischen Religion zugethan, besetzt“ werden. Zwar wurden in der Generalkonfirmation dieser „Privilegien“ alle Zugeständnisse durch die Klauseln, „soweit sich die Privilegien auf jetzige Herrschaft und Zeiten appliciren lassen“ und „uns und unserer Reiche Hoheit und Recht in allem vorbehaltenlich und sonder Nachteil und Praejudiz“ eingeschränkt; aber diese Klauseln wurden amtlicherseits ausdrücklich als bedeutungslos hingestellt. Sie wurden auch dadurch aufgewogen, daß Zar Peter die Bestätigung nicht nur in seinem eigenen Namen, sondern auch in dem seiner rechtmäßigen Successoren erteilte. — Durch den Nystädter Friedensschluß vom 30. August 1721 erhielten diese Kapitulationen völkerrechtliche Sanction. — Als Landeskirche galt nun in den neu eroberten Provinzen die evangelische, nur sollte dortselbst „die griechische Religion hinfüro ebenfalls frei und ungehindert exercirt werden können“. Laut der zarischen Ratifikation des Friedensschlusses vom 9. September desselben Jahres sollte auch diese Zusicherung „fest, unwidersprechlich, heilig und unzerbrüchlich zu ewigen Zeiten“ gehalten und erfüllt werden; es sollte keineswegs gestattet sein, daß diesem Friedensschluß

„in einigen Stücken“ durch den Zaren oder die Seinigen „zuwider gelebt werden möge“.

Aber derartige Zusicherungen entsprachen auch durchaus Peters des Großen Geist und Sinn, sie waren nicht Ergebnisse vorübergehender politischer Berechnungen. Die Größe des Zaren Peter bestand nicht zuletzt darin, daß er, völlig verurteilslos und frei von nationaler Eitelkeit, klar erkannte, daß das größte Machtmittel eines Staates in der Kulturarbeit bestehe. So nahm er denn rücksichtslos den Kampf mit dem bisherigen Zustand seines Volkes auf. Ungehindert durch den fanatischen Fremdenhaß vieler seiner angesehensten Untertanen berief er Ausländer in seinen Dienst und bevorzugte sie, wenn sie nur tüchtig waren. Ein breiter Strom westeuropäischer Einwanderer flutete nun in das Reich hinein: ganz besonders waren es Protestanten, welche die Lehrmeister des russischen Volkes wurden und dem russischen Reiche die Möglichkeit gaben, schon sehr bald als gewichtiger Faktor in der europäischen Politik sich geltend zu machen. Aber diese Einwanderung blieb doch immer nur eine zufällige, unregelte: erst durch den Erwerb der Ostseeprovinzen eröffnete sich eine stetig fließende Quelle von Kraft und Tüchtigkeit. Das ist Peter dem Großen wohl bewußt gewesen: daher hat er kein Interesse gehabt, die neu erworbenen Länder den übrigen Teilen des Reiches gleichzumachen, sondern hat dafür gesorgt, daß diese Quelle rein und unvermischt ihre Eigenart bewahre. — Zunächst freilich war es ein fast völlig verwüstetes Land, das in den Bestand des russischen Reiches trat. Wie nicht anders zu denken, hatte das Kirchenwesen unter den Folgen der allgemeinen Zerstörung mit am meisten gelitten. Aber das lebendige kirchliche Bewußtsein hatte sich bei den Ritterschaften und Städten hindurchgerettet: es war ein Zeugnis dafür, wenn die Sorge um Erhaltung der lutherischen Konfession bei fast allen Kapitulationen die erste Stelle einnahm, aber auch wenn sofort Schritte getan wurden, die zerfallenen Kirchen wieder aufzubauen, die erledigten Pfarren wieder zu besetzen, die zerrütteten Gemeindeordnungen wieder aufzurichten. Gerade hierbei zeigt sich der Segen der schwedischen Kirchenordnung: ihre Fundamente hatten sich noch erhalten und ermöglichten verhältnismäßig leicht den

Wiederaufbau des zerstörten Gebäudes. Weniger leicht war es, die Männer zu beschaffen, welche die von der Kirchenordnung angestrebte religiöse Erziehung an dem nun erst verwahrlosten und verkommenen Landvolk wieder aufnehmen konnten. Nach dem Eingehen der Univerſität war man wieder ganz und gar auf das Mutterland, auf Deutschland, angewiesen: so kam es, daß die in Deutschland vorherrschende Strömung, der Pietismus, der bis dahin nur wenig bemerkbar gewesen war, auch in die Ostseeprovinzen hineinwirkte. Den Vertretern dieser Richtung erschien die Kirchenordnung zu geseklich; sie sorgte nur dafür, daß Wort und Sakrament reichlich gespendet wurden, bemühte sich aber nicht darum, deren Wirkungen nachzuhelfen, sie zu verstärken und in bestimmte, der Welt abgewandte Formen zu lenken.

Da schien erwünschte Hülfe sich darzubieten: die verheißungsvollen Anfänge der Herrnhutischen Brüdergemeinde zogen auch die Augen der livländischen Pietisten auf sich. Schon 1729 — kaum 7 Jahre nach der Gründung der Brüdergemeinde — erschienen die ersten Sendboten aus Herrnhut in Livland: ihre Wirksamkeit fand begeisterten Anklang bei Gliedern verschiedener Stände, besonders auf dem flachen Lande. Es handelte sich nicht um Gründung eigener herrnhutischer Gemeinden, sondern um die Sammlung der am meisten geförderten Glieder der Landeskirche in besondere Gemeinschaften zum Zwecke eingehender Seelenpflege und Seelenführung. Den größten Anklang fanden diese Bestrebungen bei den estnischen und lettischen Bauern. Ihnen boten die Einrichtungen Herrnhuts: die kleinen, freigebildeten Gemeinschaften, die verschiedenen Ämter, das Recht ohne alle Vorbildung gottesdienstlich handelnd aufzutreten, — die erste Gelegenheit, sich religiös selbständig, nicht nur als Gegenstände kirchlicher Erziehung zu fühlen. Es lag darin ein um so größerer Reiz, als die äußere Lage des Bauernstandes gerade nach dem nordischen Kriege infolge allgemeiner Not und Dürftigkeit sich bedeutend verschlimmert hatte. Außerdem aber stand die herrnhutische Gefühlserregung in anziehendem Gegensatz zu der lehrhaften und moralisierenden Art der orthodoxen Predigt, die freilich durch pietistische Einflüsse schon erweicht war.

Die Erfolge Herrnhuts waren so groß, daß Graf Zinzendorf bei seiner Reise durch die Provinzen (1736) geradezu einen Triumphzug halten durfte. Aber schon bald zeigten sich die nachtheiligen Wirkungen der herrnhutischen Thätigkeit: gerade die besten Glieder der Gemeinden sonderten sich ab, die ordnungsmäßigen Mittel zur Weckung und Stärkung des Glaubens: Wort und Sakrament — wurden vernachlässigt zu Gunsten verschiedenartiger Erbauungstunden; die herrnhutischen Sendboten maßten sich auch den Pastoren, sogar den ihrer Sache freundlichgesinnten, gegenüber eine bevorzugte Stellung an; ja es traten sogar Fälle schwärmerischer Verückung ein, die den ungesunden Charakter der ganzen Bewegung bloßlegten. Schon 1742 sahen sich die Vertreter der Landeskirche in Livland und Estland: dort der tüchtige Generalsuperintendent Jakob Benjamin Fischer, hier der pietistisch gesinnte Oberpastor Mickwitz in Reval, genötigt, gegen die fremden Sendboten und ihre Anhänger einzuschreiten: doch, noch ehe sie zu entscheidenden Schritten kamen, hatte bereits ein ungeschickter Versuch der Gräfin Zinzendorf selbst, die Regierung zum Schutz herbeizurufen, von Seiten dieser ein direktes Verbot der ganzen Sache eingetragen (1743). Im Stillen freilich ging die Arbeit der Herrnhuter fort und, als die Brüdergemeinde (1764) das Niederlassungsrecht im Reiche erhielt, nahm sie die Thätigkeit auch in den Ostseeprovinzen wieder energischer auf. — So berechtigt das Vorgehen der Geistlichen gegen Herrnhut war, so bleibt doch die Anwendung äußerer, gesetzlicher Mittel zur Unterdrückung einer geistlichen Bewegung immerhin ein sehr fragwürdiges und dazu im Grunde erfolgloses Unternehmen. Es blieb der Landeskirche eine nochmalige, noch viel schwierigere Auseinandersetzung mit Herrnhut im XIX. Jahrhundert nicht erspart. Außerdem war nicht nur die Entstehung, sondern auch die Art der Lösung der Krisis ein bedenkliches Symptom für den geringen Zusammenhang, der zwischen Pastoren und Gemeinden herrschte. Aus diesem leider nicht zu leugnenden Tatbestand sollten sich die traurigsten Ergebnisse erst im XIX. Jahrhundert zeigen. Verhängnisvoll war es auch, daß das durch Herrnhut unzweifelhaft gesteigerte Bedürfnis des Volks nach höherem, selbständigerem, geistigem und religiösem

Leben weder bei den Pastoren noch bei den herrschenden Ständen regeres Verständnis und energische Förderung fand. Immerhin wurde die Notwendigkeit einer Verbesserung des Schulwesens auf dem Lande schon damals anerkannt: aber in Wirklichkeit geschah doch sehr wenig dafür. Daß die schon von der schwedischen Regierung angeregten Gedanken einer Bauernbefreiung oder Vermehrung der Bauernrechte noch bis ans Ende des XVIII. Jahrhunderts wenig Anklang fanden, ist angesichts der durch den nordischen Krieg hervorgerufenen Kümmerlichkeit der Verhältnisse und Verwahrlosung des Volkes nicht unverständlich: aber der Gedanke einer Erziehung des Volkes zur Freiheit hätte wohl fester Fuß fassen können. Freilich stand es damit in West-Europa nicht besser, im übrigen Rußland noch bedeutend schlechter. — Die Härte und Starrheit der alten Anschauungen brachte auch hier dasselbe Ergebnis hervor, wie in West-Europa: den um so völligeren Sieg der Ideen einer Aufklärung, welche keine Rücksichten gegen das Bestehende und historisch Gewordene kannte. Das ist die natürliche Folge eines Widerstandes gegen das Neue als solches, daß dieses zerstörend auch auf das noch lebenskräftige Alte wirkt. — Die Ideen „des philosophischen Jahrhunderts“, welche ja an der Kaiserin Katharina II. eine warme Verehrerin hatten, bemächtigten sich im Laufe der Zeit aller Gebiete des geistigen, aber auch des politischen Lebens in Liv- und Estland: ihre Heimstätte fanden sie hier zuerst in Riga, in einem auch für die deutsche Litteraturgeschichte bedeutungsvollen Kreise, dessen Mittelpunkt die Rigenser Patrizierfamilien Schwarz und Berens bildeten. Diesem Kreise haben mehrere Jahre lang J. G. Hamann, „der Magus des Nordens“, und J. G. Herder angehört. Gerade die in Riga verbrachte Zeit ist für die Gedankenrichtung beider Männer von großer, wenn auch verschiedener Bedeutung gewesen: Hamanns schwere Lebenserfahrungen ließen ihn in dem Glauben seiner Kindheit wieder festere Wurzel schlagen, Herder aber begann schon hier seine Anschauung vom rein litterarischen Charakter des Alten Testaments auszubilden; er war auch einer der ersten in Riga, der auf der Kanzel und in seinen Schriften die Moral als einzigen Inhalt der Religion verkündete. Die Stärke dieser Zeit lag in der Beförderung der

allgemeinen Bildung, wenigstens in den Städten: das höhere Schulwesen, besonders die Domschule in Riga, an der gerade auch Herder zu arbeiten hatte, erfreute sich einer bemerkenswerten Blüte. Doch war man in dieser Zeit hinsichtlich der gesamten Bildungsinteressen durchaus von Deutschland abhängig, da die Erneuerung der Landesuniversität, welche einen eigenen Mittelpunkt des geistigen Lebens und einen Stützpunkt für die Eigenart des Landes abgegeben hätte, immer noch ausstand. Die allgemeine Ordnung des Landes wurde nur vorübergehend durch die sogenannte Statthalterchaftsverfassung (1783 bis 1797), ein echtes Erzeugnis der Aufklärung, getrübt.

Dagegen übte die Aufklärung einen bleibenden und segensreichen Einfluß auf das Verhältnis der oberen Stände zum Landvolke. Die humanen Gedanken, die in den 60er Jahren der große Philantrop Baron Karl Schouß von Usheraden allein vertreten hatte, fanden jetzt innerhalb der Ritterschaft allgemeineren Anklang und ihr Ergebnis ward die in den Jahren 1804 bis 1819 durchgeführte, von der aufgeklärten Regierung Kaiser Alexanders I. warm unterstützte Bauernbefreiung. Leider hatte nur die Aufklärung, ihrem doktrinären Charakter entsprechend, bloß für die Befreiung der Personen gesorgt, nicht aber für die Hebung der wirtschaftlichen, bäuerlichen Verhältnisse; da auch die Verbesserung des Volksschulwesens nur langsam von statten ging, so blieb die Kluft zwischen den verschiedenen sprachigen oberen und unteren Ständen unausgefüllt; ungeachtet der vielen Wohltaten, welche besonders die deutsch-lutherische Geistlichkeit, aber auch viele der Großgrundbesitzer dem Esten- und Lettenvolke erwiesen hatten, ungeachtet dessen, daß deren ganze Kultur ein Werk der deutschen Stände war, erwies sich die Entfremdung als unüberwindlich und es war, wie die Geschichte des XIX. Jahrhunderts zeigt, leicht, an diesem Punkt einen Keil in das historische Gefüge des Landes zu treiben. Auch die religiösen Wirren im XIX. Jahrhundert haben wohl ihren entscheidenden Grund darin, daß nicht rechtzeitig und ausgiebig genug für die wirtschaftliche und geistige, sittliche und religiöse Hebung des Landvolks gesorgt worden war. Dennoch darf man sagen, daß nirgends die führenden Stände aus freien

Stücken so viel für die niederen getan haben, wie hier auf baltischem Boden.

Über nicht nur in dieser sozialen, doch die Kirche nahe berührenden Frage hat die Aufklärung segensreiche Spuren hinterlassen; unter ihrem Einfluß nahm die Liebesarbeit, zumal in den Städten, kräftigen Aufschwung. Männer wie der Generalsuperintendent von Livland, Karl Gottlob Sonntag († 1827), der übrigens auch auf die Sache der Bauernbefreiung lebhaft einwirkte, die lutherischen Pastoren Grave, Liborius von Bergmann, der reformierte Pastor Georg Ludwig Collins, haben die humanitären Bestrebungen in Riga teils neu belebt, teils überhaupt erst ins Leben gerufen. Der letztgenannte Name weist darauf hin, daß nunmehr auch die reformierte Kirche hier zu vollen Rechten und zu gedeihlicher Mitarbeit mit der lutherischen gediehen war. Die russische Herrschaft einerseits, Pietismus und Rationalismus andererseits hatten ihr diese Stellung verschafft; letztere beiden Richtungen hatten überhaupt das lutherische Gepräge der Landeskirche verwischt. Die segensreichen Wirkungen der Aufklärung wurden ja zum Teil durch die Verwüstung und Verödung, welche sie auf dem Gebiet des eigentlich religiösen Lebens erzeugte, reichlich aufgewogen. Nicht nur wurden die überkommenen kirchlichen Formen mit neuem Inhalt erfüllt, auch auf die Formen selbst hatte man es abgesehen. Gesangbuch, Agende, Kirchenordnung sollten in zeitgemäßer Weise umgestaltet werden; Vernunft, Tugend, Glückseligkeit wurden die herrschenden Begriffe. Doch es gelang nicht, die nach dem Trost der Sündenvergebung und der Gewißheit der Nähe Gottes hungernden Gemüter, zumal der einfältigen Christen, bleibend mit jener vertrockneten Speise zu sättigen. Bei dem estnischen und lettischen Landvolk wirkten die alten Einflüsse Herrnhuts noch fort und, je weniger die berufsmäßigen Hirten dem geistlichen Bedürfnis der Herden entsprachen, desto größer ward die Kluft zwischen beiden. Doch fand die Aufklärung auch hier zu Lande schon in ihrer Blütezeit entschlossene Bekämpfer, so an dem Vater des unglücklichen Dichters der Sturm- und Drangperiode Jac. Reinhold Lenz — dem Generalsuperintendenten Chr. D. Lenz († 1798). Im Anfang des XIX. Jahrhunderts

aber erblühte auch hier wieder, zunächst in unregelmäßiger Weise, der von den Aufklärern so übelbeleumdete „Mystizismus“, von der in dem Menschengeschlecht unaustilgbaren Sehnsucht nach dem Übernatürlichen hervorgerufen. Aus den Ostseeprovinzen stammte jene Juliane von Krüdener, geb. von Vietinghoff, deren schwärmerische Ideen selbst auf die europäische Politik Einfluß erhielten.

Noch in der Zeit der herrschenden Aufklärung vollzogen sich zwei für diese Lande hochwichtige Ereignisse: im Jahre 1795 wurde das Herzogtum Kurland Rußland einverleibt, — das alte Livland war nun wieder (bis auf geringfügige Reste) vereinigt, — im Jahre 1802 aber ward die längst versprochene Wiedereröffnung der Universität Dorpat zur Tatsache, zuerst als Stiftung der livländischen und estländischen Ritterschaften, hinterher erst von der Krone übernommen, mit der gnädigen Zusicherung Kaiser Alexanders I., sie solle den Interessen zunächst dieser Provinzen dienen, daher denn auch die deutsche Lehrsprache und protestantische Konfession der Professoren gewährleistet wurden.

Der Hinzutritt Kurlands veränderte in kirchlicher Hinsicht nicht viel: die kurländische Landeskirche hatte, obwohl getrennt, dennoch fast dieselben Entwicklungsstadien durchlaufen wie diejenigen der Nachbarlande. Dank der verhältnismäßigen Selbstständigkeit des Herzogtums waren die jesuitischen Umtriebe hier weniger gefährlich; dennoch waren durch abtrünnige Patrone mehrere Kirchspiele der Landeskirche verloren gegangen. Der Zeit der streng lutherischen Orthodogie war auch hier die des Pietismus gefolgt und dieser die der Aufklärung. Noch unmittelbar war hier der Einfluß Deutschlands und dennoch hat die kirchliche Eigenart sich ungehindert auch in der Kirche auswirken können; der bekannte Roman Hippels „Lebensläufe“, der aus den eigenen Beobachtungen des Verfassers geschöpft ist, zeigt noch in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts ein urkräftiges, gesundes Christentum. Die Verbindung mit dem deutschen Geistesleben wird aber durch die Namen Hamanns, des erwähnten Th. G. v. Hippel, Johannes Rants u. a. bewiesen, die alle — wenn auch nur kurze Zeit — diesem Lande angehört haben. Kurland hatte sich ohne alle Bedingungen vertrauensvoll der

Kaiserin Katharina II. unterworfen; freiwillig aber gewährte die erhabene Kaiserin den neuen Untertanen nicht nur Bestätigung ihrer Sonderrechte, sondern auch die ungehinderte Geltung der protestantischen Konfession.

Noch entscheidender wurde für das ganze Gebiet die Neubegründung der Universität Dorpat: wohl für kaum ein Land der Erde hat eine Universität solche Bedeutung erlangt, wie Dorpat für die baltischen Provinzen; nicht nur ihre nächste Aufgabe, die Pflege der Wissenschaften, hat sie glänzend erfüllt. Sie ist der Mittelpunkt der geistigen Interessen des Landes geworden, hat diese aber auch ihrerseits gehoben und geläutert. Nicht nur auf die deutsche Bevölkerung erstreckte sich ihre Bedeutung, auch die lettische und estnische „Intelligenz“ hat sich an dieser Universität und durch sie ausgebildet; sie hat hier ihr unverwischbares Gepräge erhalten. Endlich hat diese Universität auch über die engsten Grenzen der Provinz hinaus in das weite russische Reich hinübergewirkt.

Die Prediger, Juristen, Ärzte, Lehrer, Professoren u., die von hier aus über das ganze Rußland sich zerstreut haben, sind für die Ausbildung einer russischen Kultur — soweit es sich wirklich um Kultur handelt — ein wichtiger Faktor geworden; protestantische deutsche Kräfte, die in Dorpat ausgebildet waren, sind überall mit tätig gewesen, wo in Rußland im letzten Jahrhundert ein bedeutsamer kultureller Fortschritt sich vollzog. Sie haben damit bewiesen, daß diese Universität nicht ein störender Fremdkörper im russischen Reichsorganismus war, sondern ein notwendiges Glied, eine sorgsame Pflegerin der wahren Interessen des russischen Staates und des russischen Volkes.

Diese Aufgaben konnte die Universität Dorpat aber nur erfüllen, indem sie sich ganz und gar der Eigenart des Landes gemäß entwickelte, freilich zugleich diese Eigenart mit ausbildend. Das geschah ungeachtet dessen, daß die Mehrzahl ihrer Lehrer aus Deutschland stammte. Viele von diesen haben etwas von dieser Eigenart in ihre Heimat wieder zurückgebracht, aber auch viele Balten haben ihr im wissenschaftlichen Leben Deutschlands Vertretung verschafft.

Der Kern dieser Eigenart dürfte sich vielleicht in einem

gewissen konservativen Zuge selbst beim Verfolgen neuer Ideen erkennen lassen, wie sich solcher Zug aus dem jahrhundertlangen Verteidigen des Ererbten erklärt. Am deutlichsten aber tritt diese Eigenart in dem Dorpater Studentenleben zutage; da hat sich in den hier „Korporationen“ genannten Verbindungen wie in den wissenschaftlichen Vereinen der Grundsatz durchgesetzt, daß alles wissenschaftliche Streben seinen Wert verliere, wenn es nicht mit ehrenhafter Gesinnung verbunden sei. Zum eigentlichen Inhalt dieser Ehrenhaftigkeit gehört aber doch vor allem die Treue gegen das Land und seine historisch gewordenen Ordnungen. Daher hat sich die Dörptsche Studentenschaft den im russischen Universitätsleben sich geltend machenden Umsturzbestrebungen gegenüber unzugänglich erwiesen. Die Treue im Geringsten ist eben hier wie überall eine Bürgschaft für die Treue im Größten.

Uns hat in diesem Zusammenhange nur die theologische Fakultät zu beschäftigen, aber von ihr gilt alles in ganz besonderer Weise, was eben im allgemeinen gesagt ist. Sie ist die Führerin geworden für das ganze religiöse und kirchliche Leben der Provinzen, freilich abgesehen von den Anfangszeiten, wo die Aufklärung — wie überall in Deutschland, so auch hier — die Katheder behauptete. Damals ist der Anstoß zur Änderung von außen gekommen.

Der Hof Kaiser Alexanders I. bildete seit den Befreiungskriegen für die gebildeten Stände den Mittelpunkt einer Bewegung, die auf Rückkehr zum Glauben der Väter abzielte, einer Bewegung, die aber mehr vom Gefühl getragen wurde und deshalb gegen die festen Formen kirchlichen Lebens, besonders gegen die Sonderlehren der Konfessionen sehr gleichgiltig sich verhielt. Vor allem trat der Gegensatz zwischen lutherischer und reformierter Konfession im Aufschwung der ersten Begeisterung des wiedergefundenen Glaubens völlig zurück. Auch diese Wandlung stand im engsten Zusammenhange mit Vorgängen in der protestantischen Kirche Deutschlands; in demselben Moment, da in Preußen die Union ins Leben trat, feierten in St. Petersburg die Geistlichen der verschiedensten evangelischen Gemeinschaften das Jubelfest der Reformation (19. Oktober 1817) durch

gemeinsames Abendmahl in der lutherischen Hauptkirche St. Petri. Bald darauf folgte ein kaiserlicher Erlaß, der, einer Anregung aus der Mitte der Lutheraner folgend, die Genehmigung dazu erteilte, daß von nun an „die verschiedensten protestantischen Konfessionen die evangelische Kirche genannt werden möchten“. Einer der eifrigsten Vertreter dieser Richtung war der Graf (später Fürst) Karl Lieven, den das Vertrauen des Kaisers zum Kurator der Universität Dorpat berief (an Stelle des bekannten „Sturm und Drangdichters“ Friedrich Maximilian von Klingner). Dem energischen Einschreiten des Fürsten Lieven ist es zu danken, daß der Nationalismus in der theologischen Fakultät ins Weichen geriet, nachdem er schon vordem selbst bei seiner stärksten Stütze — dem Generalsuperintendenten Sonntag — sich erweicht hatte. In den Gemeinden hatte er niemals tiefer einwurzeln können. Rascher, als irgendwo in Deutschland, vielleicht Württemberg ausgenommen, ist er in den baltischen Provinzen überwunden worden. Früher aber als irgendwo in der evangelischen Kirche hat man sich hier darauf besonnen, daß die genaue Ausprägung der Lehre, wie sie besonders in den Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche vorliegt, nicht eine Einengung und Knechtung des religiösen Lebens bedeutet, sondern das beste Mittel ist, den lutherischen Typus der Frömmigkeit der Kirche zu erhalten, d. h. die Gefühlsüberschwänglichkeit und die Überschätzung der äußeren, nicht von selbst erwachsenen Gestaltung des Glaubenslebens abzuwehren. Eine Reihe hervorragender Dogmatiker: Sartorius, Fr. A. Philippi, Alexander von Dettingen, hat diesen lutherischen Typus in der baltischen Kirche verfestigt. Größere Wandlungen hat die Wissenschaft der Schriftauslegung durchgemacht: lange herrschte in Dorpat die ungeschichtliche Betrachtungsweise der Hengstenbergschen Schule, bis sie durch das tiefere Schriftverständnis der Hofmannschen Richtung abgelöst wurde (vertreten durch Wilhelm Boldt). Die tiefsten Wirkungen auf die gesamte Theologie sind indes, wenn auch nur mittelbar, von dem Dorpater Kirchenhistoriker Moritz von Engelhardt († 1881) ausgegangen: durch sein Buch „Das Christentum Justins des Märtyrers“, wie durch seine ganze Lehrtätigkeit, hat er dem historischen Verständnis der Entstehung

der christlichen Lehre die Bahn gebrochen, wie es durch Adolf Harnack (auch einen Livländer) zur vollen Ausbildung gelangt ist. Die unmittelbarsten Dienste haben dem kirchlichen Leben des Landes die liturgischen Arbeiten Theodosius Harnacks geleistet. Neben und nach diesen Männern wirkten in Dorpat der Ergeet F. Mühlau, die Kirchenhistoriker N. Bonwetsch und J. Haußleiter, die Dogmatiker J. Lützens und N. Seeberg, der besonders um die Landeskirchengeschichte verdiente F. Hörschelmann. Unter ihrer aller Einfluß hob sich das wissenschaftlich-theologische Interesse im Lande bedeutend: am Ende der achtziger Jahre stieg die Zahl der Theologie Studierenden bis auf ca. 280. Den schweren Kämpfen, welche die moderne Schriftkritik in der protestantischen Kirche Deutschlands erregt hat, steht die jetzige Dorpater theologische Fakultät ruhig und sachlich prüfend gegenüber. Das Recht der freien Forschung will sie nicht bestreiten, aber ebensowenig will sie vergessen, daß das Christentum nicht eine Religion unter vielen, sondern die Religion des Heiles ist. Vor allem aber will sie das teure Erbe früherer Zeiten, den innigen Zusammenhang mit der bekennnistreuen Landeskirche mit aller Kraft aufrecht halten. Auf diesen Zusammenhang ist schon hingewiesen worden, ebenso darauf, daß die Wandlungen in der Fakultät in der Landeskirche ihren Wiederhall gefunden haben.

Freilich ist hier der Übergang von der pietistischen Gefühlsfrömmigkeit zum bekennnistmäßigen Luthertum durch viel schwerere Krisen gekennzeichnet. Die erste dieser Krisen ist durch das Wiedererstarken der Herrnhutischen Propaganda in Livland hervorgerufen worden. Große Erfolge hatte sie bereits im Stillen errungen, da öffnete ihr das Gnadenmanifest von 1817 fast vollkommen freie Bahn zur Arbeit inmitten der lutherischen Landeskirche. Auf der Grundlage dieses Privilegs gelang es den Herrnhutischen Sendboten, gerade die besten und angesehensten Elemente des Landvolkes in ihre spezielle Pflege zu nehmen und aus ihnen eine in sich geschlossene Gemeinschaft zu bilden, die sich hoch erhaben über die verweltlichte Kirche dünkte und alle kirchliche Seelsorge der berufenen Pastoren lahmlegte. Die letzteren, so weit sie Rationalisten waren, überließen willig die

Befriedigung der geistlichen Bedürfnisse ihrer Gemeinden den so erfolgreich wirkenden Herrnhutischen Diakonen und ihren aus dem Volke selbst erwählten Gehülfen; soweit aber die Pastoren schon pietistischer Richtung huldigten, freuten sie sich der scheinbaren geistlichen Regsamkeit und förderten sie selbst nach Kräften. Erst als sie sich selbst völlig zur Seite gedrängt sahen, erwachte in ihnen die Einsicht, daß die Tätigkeit Herrnhuts auf eine Lockerung des Gefüges der Kirche hinauslief. Aber noch dauerte es lange, bis der eigentliche Grund des Gegensatzes, die der lutherischen geradezu entgegengesetzte Anschauungsweise, der zufolge innerhalb der Kirche eine besondere, äußerlich an bestimmten Lebensordnungen erkennbare Gemeinschaft der wahren, unterschiedenen Christen bestehen müsse. Bis zu dieser Erkenntnis versuchten die Pastoren teils auf gesetzlichem Wege die Befugnisse Herrnhuts, welche vielfach mißverstanden und überschritten waren, auf das ursprüngliche Maß zu beschränken, teils durch Nachahmung herrnhutischer Einrichtungen, durch friedliche Vereinbarung mit Herrnhut die entfremdeten Gemeindeglieder zurückzugewinnen. Die Erfolglosigkeit dieser Bemühungen, noch mehr aber die noch zu erwähnenden konfessionellen Wirren der Jahre 1841 und 1845/46, denen die Zerrüttung der Gemeindeverhältnisse, die Entfremdung zwischen Pastoren und Gemeindegliedern bedeutenden Vorschub geleistet haben, führten endlich dazu, daß die Landesgeistlichkeit entschlossen und einmütig den Kampf gegen Herrnhut aufnahm, aber in rein geistlicher Weise, nur durch die Mittel des Wortes Gottes und durch kräftige Förderung des kirchlichen Lebens und seiner Anstalten. Die eigentliche Stütze der Pastoren war dabei das nun zum Durchbruch gelangte lutherisch-konfessionelle Bewußtsein, das freilich im Eifer des Kampfes bis zur Einseitigkeit sich verfestigte und sich gewöhnte, mehr die Normen der Lehre zu betonen, als die Vorzüge ihres Inhalts geltend zu machen. Nur in Estland erhielt sich der Pietismus, besonders dank der Tätigkeit des großen Predigers A. Suhn.

Doch ist der Sieg der lutherischen Richtung vor allem durch eine Reihe machtvoller und glaubensmutiger Persönlichkeiten bedingt gewesen, welche die ganze Entwicklung der Kirche

vom Rationalismus zum Luthertum innerlich erlebt und durchkämpft hatten; solche Persönlichkeiten waren der Pastor zu Ringen, später Professor in Dorpat, dann Livländischer Generalsuperintendent, Arnold Christiani, Otto Girgensohn in Marienburg, später Kevaler Generalsuperintendent, und die Pastoren Eduard Ahmuth in Torma und Valentin von Holst in Fellin. (Die innere Entwicklung der beiden Letzteren, wie sie von ihrem Biographen Pastor Eduard Lossius treffend gezeichnet ist, gibt die beste Illustration der Wandlungen dieser Periode). In theologischer Hinsicht vertraten eine mildere Richtung die beiden hervorragendsten Persönlichkeiten der Landeskirche dieser Zeit: Carl Christian Ullmann (Vizepräsident des General-Konfistoriums und Bischof 1856 bis 1868, gestorben 1871) und Ferdinand Walter (livländischer Generalsuperintendent 1855 bis 1864, gestorben 1869, ebenfalls den Titel eines Bischofs führend). Des Ersteren Tätigkeit hat ihre Spuren vor allem in dem Landesschulwesen Livlands hinterlassen und in dem großartigen Werk der Unterstützungskasse, das dem Gustav Adolf-Verein in Deutschland entspricht. Ullmanns Name aber sowie derjenige Walters, der zugleich als Prediger auf seine Zeitgenossen — auch solche anderer Konfessionen — hinreißend wirkte und das erste Volksschullehrer-Seminar ins Leben rief, ist aufs engste verwoben mit den schwersten Ereignissen, die die livländische Kirche im XIX. Jahrhundert zu durchleben hatte. Im Kämpfen und auch im Leiden sind die beiden genannten Männer ihrer Kirche vorangeschritten, sie haben ihr auch vorübergehend Erleichterung ihrer Lage in den sechziger Jahren erwirkt. Doch ehe wir auf diese Ereignisse eingehen, müssen wir des wichtigsten Organs für das kirchliche Leben nicht nur Livlands, sondern auch der Schwesterprovinzen und der Städte Riga und Keval erwähnen, der jährlich stattfindenden Synoden. Für Livland ist dieses Institut durch das Kirchengesetz von 1832 geschaffen, für die anderen Provinzen neu geordnet worden. Obwohl diesen Synoden (allein aus den Predigern bestehend) dem Gesetze gemäß nur beratende, nicht gesetzgeberische Befugnis zusteht, haben sie doch jedem Einzelnen unter den Pastoren durch die gemeinsame, offene Verhandlung aller Lebensfragen der Kirche, aber auch

durch den persönlichen Verkehr und Gedankenaustausch, Klärung der Erkenntnis, Hebung des geistlichen Lebens, Anregung des kirchlichen Interesses, Stärkung in schweren Zeiten dargeboten; aber auch für die ganze Kirche haben sie unvergleichliche Bedeutung gehabt, indem sie auf alle Gebiete der kirchlichen Tätigkeit teils schöpferisch, teils fördernd einwirkten; vor allem ist es die Sache der Bibelgesellschaften, der äußeren und inneren Mission sowie der Liebestätigkeit gewesen, die von hier aus den entscheidenden Anstoß erhielt. Agende und Gesangbuch, sowohl in deutscher wie in lettischer und estnischer Sprache, sind auf Anregung der Synoden zeitgemäß umgearbeitet, die Bibelübersetzung in den Volkssprachen revidiert worden. Andererseits war es das Volksschulwesen, das sich von hier aus einer sorgfamen Pflege erfreute; im Verein mit den Ritterschaften ist von den Synoden daß Meiste und Beste getan worden, um ein System von Volksschulen ins Leben zu rufen und auch die Ausbildung der Volksschullehrer (durch Seminare) sicherzustellen. Durch dieses Volksschulwesen haben die deutschen Einwanderer die Schuld der langen Knechtung der Eingeborenen, wenn es eine Schuld war, redlich und völlig getilgt; die ganze Kultur des Esten- und Lettenvolkes ist eine Frucht dieses von Ritterschaften und Geistlichkeit gegründeten Volksschulwesens. Diese Kultur ist keine geringe; zum Beginn der neunziger Jahre des XIX. Jahrhunderts gab es nur noch wenige im Lande, die nicht lesen und schreiben konnten. Dabei handelte es sich durchaus nicht etwa um Germanisierung des Volkes; in den Volksschulen war die Unterrichtsprache estnisch oder lettisch.

Die Synoden waren es gewesen, die den Kampf gegen Herrnhut einheitlich gestalteten und den seither kaum noch angefochtenen Sieg erstreiten halfen. In der anderen großen Angelegenheit der Landeskirche, dem Verhältnis zur Reichskirche, konnten sie freilich nichts ausrichten und mußten sich damit begnügen, den Einzelnen in seinem evangelischen Glauben und in dem Bewußtsein seiner Gewissenspflicht zu stärken.

Die gegenwärtigen Umstände erlauben es nicht, eine Beurteilung des Verhältnisses der evangelischen Kirche zur griechisch-orthodoxen Staatskirche und seiner Wandlungen im XIX. Jahr-

hundert vorzunehmen; doch die von keiner Seite bestrittenen Tatsachen dürfen nicht unerwähnt bleiben, die äußere Lage der Kirche wird durch sie wesentlich bestimmt. Es handelt sich um eine Veränderung der Rechtslage der evangelischen Kirche; die Anfänge dieser Veränderung weisen sogar bis in das XVIII. Jahrhundert zurück. Von vornherein lag eine Schwierigkeit darin, daß es auch im übrigen Reich Protestanten gab, und zwar in immer wachsender Anzahl; diese konnten im Vergleich mit der Reichskirche allenfalls als Anhänger einer „fremdländischen Konfession“ angesehen und somit ihre Kirche als nicht gleichberechtigt mit der Reichskirche behandelt werden. Die Ungleichheit fand vor allem darin ihren Ausdruck, daß der Eintritt von der evangelischen Kirche zur griechisch-orthodoxen jedem freistand, nicht aber umgekehrt von der griechisch-orthodoxen zur evangelischen. Dazu kam dann noch die Bestimmung, daß bei Mischehen alle Kinder der griechisch-orthodoxen Konfession zufallen mußten. Eine Verfügung des heiligen Synods, der obersten geistlichen Behörde der griechisch-orthodoxen Kirche, erlassen am 23. Juni 1721 (also noch vor dem am 30. August dieses Jahres erfolgten Nystädter Friedensschluß) an den Metropolitanen von Tobolsk in betreff schwedischer Kriegsgefangener, ordnete an, daß bei Mischehen den die Trauung Begehrenden ein Revers abverlangt werden müsse, welcher die Taufe und Erziehung der Kinder in der griechisch-orthodoxen Konfession sicher stelle. Das galt natürlich alles nicht für die neuerworbenen Provinzen Livland und Estland (und später auch Kurland), in welchen die lutherische Kirche laut den kaiserlichen Zusicherungen die Stellung einer Landeskirche, nicht die einer fremdländischen Konfession einnahm. Aber die baltischen Landeskirchen unterstanden fast von Anfang der russischen Herrschaft an ein und derselben Oberbehörde, wie die im Reiche weitverstreuten Protestantengemeinden; da konnte es nur zu leicht geschehen, daß die Grundsätze der Behandlung beider Teile der protestantischen Kirche allmählich sich ausglich und zwar zu Ungunsten des privilegierten Teiles. Schon 1794 wurde die Bestimmung des heiligen Synods über die gemischten Ehen auf Estland angewandt. Aber schon 1754 erscheint die Bezeichnung

„fremdländische Konfession“ auch auf die lutherische Kirche der Ostseeprovinzen ausgedehnt. Doch diese ganze Ausgleichung ist erst durch das Kirchengesetz von 1832, die Urkunde der ganzen noch gegenwärtig bestehenden Verfassung der protestantischen Kirche Rußlands, endgiltig festgelegt worden, doch ohne daß die in den Kapitulationen zugesicherten Rechte der baltischen Kirchen aufgehoben worden wären, was doch nach dem russischen Grundgesetz nötig sein würde, um sie juristisch außer Kraft zu setzen.

Dieses Kirchengesetz untersagt nicht nur die Aufnahme von Griechisch-Orthodoxen in die lutherische Kirche, sondern auch jede kirchliche Handlung an ihnen: d. h. die Trauung eines Paares, von dem ein Teil der griechischen Konfession angehört, die Taufe eines Kindes aus solcher Ehe u. s. w., und zwar wird der zuwiderhandelnde Pastor mit Amtsentsetzung, im ersteren Falle sogar mit schweren Kriminalstrafen bedroht. — Die Versuche der Landesvertreter, dieses Kirchengesetz, das auch sonst viele überkommene Ordnungen änderte, abzuwehren, waren erfolglos. Auch das Reichsstrafgesetz wurde in dieser Beziehung auf die Ostseeprovinzen ausgedehnt. Es setzt selbst jeden Versuch, den Übertritt zur griechischen Kirche zu hindern, unter Strafe. — Schon sehr bald zeigte sich die Tragweite jener Bestimmungen: im Jahre 1841 brachen Bauernunruhen in Livland aus. Die unbefriedigende Lage der Bauern — sie waren zwar frei, aber hatten kein Recht auf Landbesitz — hat diese Unruhen verursacht: schon damals verbreiteten sich Gerüchte, daß demjenigen, der zur griechischen Kirche übertrete, Land geschenkt werde und Befreiung vom Frondienst — doch irgendwo entfernt in Rußland zufallen würde. Bereitwilligkeit zum Übertritt zeigte sich bereits hier und da. 1845 aber verstärkten sich jene Gerüchte, obwohl die Obrigkeit ihnen entgegentrat. Es erfolgte in den verschiedensten Teilen von Livland eine heftige Übertrittsbewegung, die sich immer mehr steigerte, bis endlich von seiten der Obrigkeit (Anfang 1846) eine halbjährige Besinnungszeit für alle, die übertreten wollten, festgesetzt wurde. Nun erst schwächte sich die Bewegung ein wenig ab und hörte zum Jahre 1848 ganz auf: es sind in dieser Zeit gegen 80 bis 100 000 Letten und Esten übergetreten, etwa  $\frac{1}{10}$  der Landbevölkerung. Kurland und

Estland blieben unberührt, obgleich dort die Verhältnisse nicht besser waren. — Zur Erklärung dieses Ereignisses sind — allgemeinem Urtheil nach — vor allem die schweren wirtschaftlichen Mißstände, noch durch Hungerjahre verschärft, heranzuziehen: dann aber auch neben anderen Gründen die erwähnte Lockerung der Gemeindeverhältnisse durch Herrnhut, vielleicht auch die damals noch geringe Entwicklung des Volksschulwesens und überhaupt der kirchlichen Thätigkeit unter dem Volk. — Die schwere Zeit wurde denn auch von der livländischen Geistlichkeit als ernste Mahnung zur Buße und vor allem zur höheren Schätzung der Kirche und ihrer Gaben empfunden. — Nun erst entfaltete sich jener strengkirchliche lutherische Sinn, jener Eifer, auch dem Volke die Kirche wert zu machen, durch Berücksichtigung aller seiner geistigen und geistlichen Bedürfnisse. Zugleich fanden (1849) durchgreifende Reformen sozialer Art statt, Reformen, die an die großen Namen des Baron Hamilcar Fölkersahm und Reinhold Johann Ludwig von Samson-Himmelstjerna geknüpft sind und die Bauern zu Grundbesitzern machten. Je herrlicher die lutherische Kirche und Schule emporstieg, um so lebhafter wurde die Sehnsucht der Übergetretenen nach der verlassenen geistlichen Heimat. Aber das Kirchengesetz und das Reichsgesetz machten alle Hoffnung zunichte, den Schritt rückgängig machen zu können oder wenigstens den Kindern die Rückkehr zu ermöglichen. Zwar gelang es, diejenigen zurückzugewinnen, welche behaupteten, nie übergetreten zu sein, und doch von der anderen Kirche auf Grund von Verzeichnissen reklamiert wurden. Auch verschaffte kaiserliche Milde eine teilweise Abhilfe, indem 1865 wenigstens für die Zukunft der Revers vor der Trauung aufgehoben wurde. Da aber die Hoffnung auf vollständige Erlaubnis zur Rückkehr sich nicht erfüllte, ergriff Verzweiflung große Massen der Übergetretenen, besonders die Kinder der Konvertierten und diejenigen, welche in unmündigem Alter von den Eltern hinübergeführt waren; was ihnen versagt wurde, verschafften sie sich selbst: den Abendmahlsgenuß in der väterlichen Kirche; andere verzichteten gar auf die kirchliche Trauung und die Taufe ihrer Kinder. Dieses Unwesen stellte den Pastoren die schwere Gewissensfrage: ob sie den Drängenden die

heißersehnte geistliche Hilfe versagen oder gegen das Kirchengesetz handeln sollten. Sie haben sich vielfach für das Letztere entschieden, um dem geistlichen Verkommen zahlreicher Seelen, die tatsächlich keiner Kirche angehörten, vorzubeugen, und schon damals willig die Strafe auf sich genommen. Zunächst aber tat der gnädige Wille Kaiser Alexanders II. der strafrechtlichen Verfolgung noch Einhalt. Die Rückkehr von gegen 30 000 Letten und Esten war damit tatsächlich anerkannt.

Inzwischen waren aber zwei neue die Sachlage verschärfende Momente hinzugekommen: ein äußeres und ein inneres. Einerseits nämlich hatte der polnische Aufstand von 1863 einer Partei in der russischen Gesellschaft Oberwasser gegeben, welche alles Heil des Staates in der Überwindung der fremdsprachigen und fremdgläubigen Elemente des Reichs sah. Das Dogma, von dem diese Partei in Nachahmung der nationalistischen Gedanken Westeuropas ausging, hatte den unvergleichlichen Wert der slavischen Nation und ihrer Kultur im Verhältnis zu den minderwertigen Nationen und der minderwertigen Kultur des verfaulten Westens zum Inhalt, ebenso aber auch den einzig wahrhaft christlichen Charakter der griechischen Kirche gegenüber dem die christliche Liebe verleugnenden Rom und dem auf die Vernunft des Einzelnen sich verlassenden Protestantismus. Die Führer dieser Partei waren die Publizisten Ratkow und Sfamarin, als ihr geistiger Vater aber wird der in Hegels Schule gebildete Dichter und Denker Alexis Chomjakoff (gestorben 1860) anzusehen sein, dessen theologische Gedanken einerseits schon eine verheißungsvolle Umdeutung der Lehren seiner Kirche in protestantischem Sinne, andererseits eine Erneuerung altorientalisch-christlicher Ideen darstellen. Ratkow und Sfamarin schmiedeten diese Gedanken zu Angriffswaffen nicht nur gegen die aufständischen römischen Polen, sondern auch gegen die unwandelbar reichstreuen protestantischen Deutschen um. Im Widerspruch zur offen daliegenden Geschichte beschuldigten sie die Deutschen geheimer Hinnegung zum politischen Deutschland, wozu die angebliche Germanisation der Letten und Esten das Mittel sei. Jene Anhänger des Panflavismus wußten es eben aus ihrem eigenen Gedankentreise nicht anders, als daß Einheit der Natio-

nalität auch Streben zur politischen Einheit nach sich ziehen müsse; den baltischen Deutschen ist diese Auffassung von jeher fremd gewesen. Das half aber nichts. Die russische Gesellschaft erfüllte sich besonders seit der Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs (1871) mit Furcht vor den politischen Umtrieben der deutschen Protestanten; es erschien im innersten Interesse des Staates notwendig, die Gewalt der Deutschen und letztlich auch des Protestantismus schleunigst zu brechen, die Letzten und Ersten der Gefahr der Germanisation zu entziehen, ihre Russifikation vorzubereiten. Diese Gedanken der russischen Presse fanden im Lande selbst lebhaften Wiederhall bei den sogenannten Jungsten und Jungletten. Die von den Deutschen erhaltene Kultur, die von den Deutschen großgezogene Nationalität sollten dazu verwandt werden, die Deutschen nicht nur aus dem Einfluß, sondern womöglich aus aller Tätigkeit zum Besten des Landes zu drängen. Um dies zu erreichen, schlossen sich manche an jene russische Partei an, ungeachtet dessen, daß diese auch der protestantischen Kirche feindselig war, während doch die Geschichte bewies, daß das Emporkommen dieser Nationalitäten aufs engste verknüpft war mit der protestantischen Kirche und der deutschen Kultur. . . Die letzten Jahre der reich gesegneten Regierung Kaiser Alexanders II. sind gekennzeichnet durch eine furchtbare Zerrüttung der russischen Gesellschaft; nur die deutschen Ostseeprovinzen, wie die Protestanten überhaupt, waren davon unberührt geblieben. Sie fühlten sich mit ihrem geliebten Kaiser eins in dem Bestreben, Ordnung und Autorität, Glauben und Kirche aufrecht zu halten. Das entsetzliche Ereignis vom 1. März 1881, die ruchlose Ermordung des Wohltäters seines Volkes durch Glieder eben dieses Volkes, veränderte alles, auch für die Ostseeprovinzen.

Es war natürlich, daß die russische Gesellschaft nun des tiefen Abgrundes ansichtig wurde, an dem sie stand, und daß auf allen Gebieten des Lebens eine Rückwärtsbewegung eintrat. Die eifrigste und durchgreifendste Tätigkeit wandte sich aber den Ostseeprovinzen zu. Deutschtum und Luthertum galten als die hauptsächlich zu bekämpfenden Feinde. In der That gelang es innerhalb weniger Jahre, ihnen die vorwaltende Stellung im

Land zu nehmen und insbesondere die lutherische Landeskirche endgiltig in eine bloß geduldete fremdländische Konfession umzuwandeln. Wieder erfolgte eine Übertrittsbewegung, diesmal auch in Estland und Kurland, fast genau unter denselben Umständen wie 1845/46, nur spielte jetzt das nationale Element eine viel größere Rolle, der Übertritt geschah nun größtenteils mit vollem Bewußtsein. Zugleich aber wurden fast alle förmlichen oder bloß tatsächlichen Zugeständnisse der vorigen Regierung aufgehoben, der Revers vor der Trauung ward wieder eingeführt (1885), alle, die in die Verzeichnisse der griechischen Kirche irgend einmal eingetragen waren, sollten ohne alle Einschränkung als Glieder dieser Kirche gelten. Die lutherischen Pastoren, welche sie in der Zwischenzeit kirchlich bedient hatten und auch noch zu bedienen fortfuhren, weil es sich um Leute handelte, die selbst nichts anderes als Lutheraner sein wollten, wurden vor Gericht gezogen und zu kürzerer oder längerer Suspension, zur Amtsentsetzung, ja zum Verlust der geistlichen Würde und zur Verbannung verurteilt. Von 135 livländischen Pastoren sind 105 in dieser Weise gerichtlich belangt oder gemäßregelt worden. Zur Vereinfachung des Verfahrens wurden sie der Konsistorial-Gerichtsbarkeit entzogen und direkt weltlichen Gerichtshöfen überantwortet, in denen einer neuen Bestimmung gemäß nur Richter griechischer Konfession bei solchen Angelegenheiten zulässig waren. Überhaupt sollten von nun an alle Streitigkeiten zwischen den Konfessionen allein durch den Synod entschieden werden. Aber nicht nur in Streitfällen sollte die griechische Kirche allein zu bestimmen haben, auch die Erbauung einer neuen lutherischen Kirche wurde von der Einwilligung des griechischen Erzbischofs abhängig gemacht, dagegen verordnet, daß Zwangsenteignungen stattfinden dürften, um Land zur Begründung und Ausstattung einer griechischen Kirche oder Schule zu gewinnen. Auch sollten alle Leistungen zu Gunsten der lutherischen Kirche den übergetretenen Bauern erlassen sein, selbst wenn die Leistungen nicht an den Personen, sondern an den Ländereien von altersher hafteten.

Diesen Maßregeln gegen die Kirche gingen andere zur Seite, welche eine Loslösung des ganzen Landschulwesens von

der Leitung durch Ritterschaft und lutherische Geistlichkeit bezwecken. Die Bildung des Landvolkes wurde damit von ihrer religiösen Grundlage gelöst; als Hauptaufgabe erschien nun die Beförderung russischer Sprachkenntnisse. Die Reform erstreckte sich auch auf die Seminare und höheren Schulen; da die Ritterschaften den Einfluß auf ihre Leitung verlieren sollten, zogen sie es vor, die von ihnen unterhaltenen Anstalten zu schließen. Endlich erreichte die Reform auch die Landesuniversität; auch hier galt es, die Verbindung mit dem baltischen Lande, aber auch mit der deutschen Gelehrtenwelt nach Möglichkeit zu beschränken. Nur die theologische Fakultät behielt die deutsche Unterrichtssprache. Zugleich war auch auf dem ganzen Gebiete des Rechtes und der Verwaltung eine entsprechende Veränderung vorgenommen worden: die höheren, gebildeten Stände in Stadt und Land sollten ihre Autoritätsstellung verlieren; aus dem Innern des Reiches wurden die Beamten genommen, die ihre Stelle einnehmen sollten. Alles geschah mit der Begründung, daß es sich um die Bekämpfung eines politisch gefährlichen Separatismus handele; auch die die Pastoren treffenden Maßregeln wurden durch deren politische Umtriebe motiviert, es gelte die orthodoxe Kirche vor Propaganda und Bedrückung zu schützen.

In der Lage, die durch diese Reformen gekennzeichnet ist, befinden sich noch heutzutage Land und Kirche in den Ostseeprovinzen, wenn auch die Praxis in mancher Beziehung milder geworden ist. Aber diese Kreuzeschule hat das kirchliche Leben nicht geschwächt: trotz vieler innerer Schwierigkeiten, besonders in Folge des Gegensatzes der Nationalitäten, vermag die Kirche nicht nur ihren Gliedern geistliche Nahrung darzubieten, sondern auch durch ein ganzes Netz von Anstalten der Liebestätigkeit in Stadt und Land (neben freien Vereinen) mit den mannigfaltigen irdischen Nöten zu kämpfen. Unendlich vieles bleibt noch zu tun, aber der Herr der Kirche, der ihr durch so viele Stürme hindurchgeholfen hat, wird sie ohne Zweifel auch weiterhin mit Seinem Geiste erfüllen, daß sie auch neuen Aufgaben in der Arbeit am Reiche Gottes sich gewachsen zeigt und auch in Zukunft ihre Glieder zu treuen Untertanen des irdischen Reiches erzieht, dem sie angehören. —

---

Es erübrigt nun noch auf die lutherische und reformierte Kirche hinzublicken, wie sie über das gesamte übrige russische Reich hin ihre Gemeinden und Gemeindeverbände hat. Es sind natürlich Diasporaverhältnisse, die uns hier entgegentreten; von einer geschlossenen Landeskirche kann nicht die Rede sein, obgleich seit dem erwähnten Kirchengesetz von 1832 alle lutherischen Gemeinden durch eine einheitliche Verfassung zusammengefaßt sind, und zwar in zwei Konsistorialbezirke, mit dem Sitz der Verwaltung in St. Petersburg und Moskau. Nur die polnische evangelische Kirche bildet ihren besonderen Konsistorialbezirk, während die Gemeinden Littauens dem kurländischen Konsistorialbezirk eingefügt sind. Die wenigen reformierten Gemeinden sind dem Konsistorialbezirk, in dem sie sich befinden, angeschlossen und werden von einer besonderen Session des betreffenden Konsistoriums regiert. Nur in Littauen ist die reformierte Kirche synodal verfaßt, mit einem Kollegium an der Spitze. Das Generalkonsistorium in St. Petersburg schließt fast die gesamte evangelische Kirche Rußlands in sich zusammen. Der Vizepräsident dieser Behörde, ein Geistlicher, kann den Ehrentitel eines Bischofs zuerteilt erhalten; aber auch jedem der Generalsuperintendenten, der Vizepräsidenten der einzelnen Konsistorien, kann dieser Titel zufallen..

Als der oberste Bischof und Schirmherr der evangelischen Kirche ist der Kaiser anzusehen; die Regierung führt er auf diesem Gebiet durch das Ministerium des Innern und zwar durch das dazu gehörige Departement für die Angelegenheiten der fremdländischen Konfessionen.

Es ist ein überaus weites Gebiet, darin sich hier evangelisch-lutherische und reformierte Gemeinden zerstreut finden. Zum Moskauer Konsistorialbezirk gehören ja Sibirien, Transkaukasien, Transkaspien, Turkestan, wo es überall Evangelische gibt. Doch nicht nur der weite Umfang stellt der kirchlichen Versorgung Schwierigkeiten entgegen; die Schar dieser Evangelischen setzt sich aus den verschiedensten Nationalitäten zusammen: Deutsche, Schweden, Finnen, Esten, Letten, Polen, Littauer gehören dazu. Verschieden sind die Gemeinden auch nach den Lebensverhältnissen ihrer Glieder: es giebt Stadtgemeinden und Landgemein-

den, Gemeinden in Kolonien und Verbrecheransiedlungen. Nicht leicht ist es daher, gemeinsame Grundzüge für die evangelische Kirche Rußlands aufzufinden. Die äußeren wie die inneren kirchlichen Verhältnisse sind überaus mannigfaltig. Ebenso mannigfaltig sind die näheren Umstände ihrer Entstehung und ihre Geschichte. — Die ersten Anfänge evangelischer Gemeinden in Rußland fallen schon in das XVI. Jahrhundert, in die Zeiten des Zaren Iwan des Grausamen. Einerseits waren es gefangene oder aus ihrer Heimat weggeführte Liwländer, die in Moskau und an einigen Orten der oberen Wolgagegend, wo sie angesiedelt wurden, Gemeinden bildeten; einige Pastoren hatten ihre Gemeinden in die Verbannung begleitet und haben sie auch dort kirchlich versorgt. (Der frühere liwländische Ordensmeister Wilhelm von Fürstenberg hatte gar an seinem Verbannungsorte Tjubim drei evangelische Prediger bei sich, die dort Gottesdienst hielten.) Andererseits hatte Iwan selbst, der bereits die Notwendigkeit erkannte, seinem Volke die Kulturerrungenschaften Westeuropas zugänglich zu machen, Künstler, Gelehrte, Handwerker nach Rußland gezogen. Es waren meist Protestanten, die dem Rufe folgten. Ihnen die freie Ausübung ihres Glaubens zu verbieten sah Iwan keinen Grund. Er selbst hatte freilich für die Gedanken der Reformation kaum Verständnis, ebenso stand es ihm fest, daß sie auf sein Volk keine Ausdehnung finden durften. Die orientalische Kirche hat ja überhaupt von sich aus keine lebhaftere Neigung, sich auszubreiten und neue Befenner zu gewinnen; sie bewahrt nur sorgfältig und zäh ihren einmal errungenen Besitzstand. Wenn sie zu Zeiten anders erscheint, so liegt das an staatlichen oder sonstigen fremdartigen Einflüssen. 1576 ist den Lutheranern zuerst gestattet worden, eine Kirche in Moskau zu bauen, doch wie es scheint, von Anfang an nicht in der Stadt selbst, sondern außerhalb ihrer Mauern; auch ein späterer Versuch, doch noch in der Stadt Fuß zu fassen, mißlang. Es hat eben hin und wieder die Gemeinde Bedrängnisse auszuhalten, Haß und Verachtung auszustehen gehabt, aber das hing wohl mehr damit zusammen, ob die Ausländer überhaupt sich der Gunst oder der Ungunst der maßgebenden Persönlichkeiten erfreuten und die Volksstimmung

für oder gegen sich hatten. Eigentliche religiöse Verfolgungen haben nicht stattgefunden; nur bei Mischehen wurde der lutherische Teil durch Gewalt oder Überredung bekehrt. Dafür läßt sich auch kaum ein Versuch der Lutherischen, Propaganda unter den Russen zu machen, nachweisen. Sie begnügten sich, ihre Geschicklichkeit und ihr Wissen dem neuen Vaterlande zur Verfügung zu stellen und waren froh, gutes Auskommen und meistens auch Schutz in diesen unruhigen Zeiten gefunden zu haben.

Langsam, aber stetig zimmerten diese meist protestantischen Ausländer an der Brücke, die Rußland wieder mit Westeuropa in beständigen Verkehr setzen und das Eindringen der Kultur in diese weiten Gebiete vermitteln sollte. Im Laufe der Zeit kam eine zweite Gemeinde — aus Neuzugewanderten bestehend — hinzu (1626) und im Jahre 1629 sammelten sich die Reformierten zuerst um eine eigene Kirche. Immer zahlreicher wurde die Einwohnerschaft der „Deutschen Slobode“; so hieß die Niederlassung der Ausländer bei Moskau (1652 förmlich eingerichtet), in deren Mitte sich die Kirchen befanden; aber wenn auch die Gemeindeglieder es an Opferfreudigkeit nicht fehlen ließen, bei dem immer wechselnden Bestand der in den russischen Diensten stehenden Offiziere, und Beamten, der Kaufleute und Handwerker, fehlte es doch an Mitteln zu kirchlichen Zwecken; während die reformierte Gemeinde mit ihrer Heimatkirche (in Holland) in fester Verbindung stand, mußten die Lutherischen um die Protektion einzelner deutscher Fürsten nachsuchen. Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha und Altenburg war es, der in frommer Sorgfalt immer wieder für die Kirchen Moskaus beisteuerte, insbesondere aber für das Schulwesen, als Vorbedingung gedeihlichen evangelischen Lebens, sorgte; in diesen deutschen Schulen Moskaus sind dann auch vom Staate ungehindert gefangene Türken- und Tatarenkinder im evangelischen Glauben auferzogen worden. Den Höhepunkt ihrer Blüte erlangte diese Ausländerkolonie an dem Jaüsa-Flüßchen in der ersten Regierungszeit Peters des Großen, der hier geradezu seine Lehrjahre durchgemacht hat. Es waren fast lauter Protestanten hier vereinigt, denn den Katholiken war bis auf Peter den Großen der

Eingang in Rußland sehr erschwert (aus Feindschaft gegen Polen); sie durften nicht einmal einen Priester bei sich haben. Sobald ihnen aber unter Peter dem Großen dieses Recht zugestanden wurde, ist alsbald von Jesuiten der Versuch gemacht worden, die Stellung der Protestanten zu untergraben. Doch umsonst; Peters des Großen Grundsätze, die er wenigstens seinen andersgläubigen Untertanen zu gute kommen ließ, überließen es der Verantwortung eines jeden Einzelnen, wie er für seine Seligkeit sorgen wolle. Die Reformierten und Lutheraner haben im ganzen friedlich in Moskau zusammengelebt; der damals in der protestantischen Kirche Deutschlands sich geltend machende konfessionelle Hadergeist hat gegenüber den vielen einigenden Interessen weltlicher Art sich nur selten durchsetzen können. Das Verständnis für kirchliche Fragen scheint bei dieser bunt zusammengewürfelten Gesellschaft nicht das stärkste gewesen zu sein; auch in sittlicher Hinsicht hat sich das Fehlen einer festen kirchlichen Gemeinschaft bedenklich geltend gemacht. Das Eigentümliche des Luthertums zeigte sich aber gerade in dem mangelnden Interesse für kirchliche Verfassungsfragen; nur ein loses, wie es scheint immer wieder zerrissenes Band hat die lutherischen Gemeinden in und außer Moskau in dieser Zeit zusammengehalten. Peter der Große hat ihnen im Jahre 1711 eine einheitliche Ordnung geradezu aufzudrängen gesucht, aber die Wirksamkeit des von ihm ernannten Superintendenten Bagetius und der von diesem entworfenen Gottesdienstordnung ist fast spurlos vorbeigegangen. Schließlich hat doch der Staat die Oberleitung der protestantischen Kirche Rußlands unmittelbar ergriffen; im Laufe des XVIII. Jahrhunderts hat eine weltliche Behörde, das Reichs-Justiz-Kolleg für liv-, est- und finnländische Sachen, den beherrschenden Einfluß gewonnen, bis endlich nach manchen mißlungenen Versuchen in der Zeit des Rationalismus das erwähnte Kirchengesetz von 1832 die jetzige einheitliche Ordnung begründete.

Als Bagetius sein Amt übernahm, war aber bereits der Schwerpunkt evangelischen Lebens im eigentlichen Rußland aus Moskau nach der neugegründeten Residenz St. Petersburg verlegt worden. Mit dem Hof und den Zentralbehörden waren auch die meisten Ausländer übersiedelt, zugleich wurde der

Strom der Neuzuwandernden dahin abgelenkt. So ist denn auch die Zahl der Moskauer Gemeinden bis auf den heutigen Tag dieselbe geblieben, ihr kirchliches Leben ist seither in stilleren, eingeschränkteren Bahnen verlaufen. Die Mittel waren zu Zeiten (im XVIII. Jahrhundert) so gering, daß Kollekten im Auslande den durch Feuersbrunst geschädigten Gemeinden aufhelfen mußten. Besonders nach Bremen und Hamburg wandte man sich mit solchen Bitten, die Moskauer lutherische Kirche betrachtete sich ja geradezu als Tochter der Hamburgischen. Hamburgische kirchliche Ordnungen waren nämlich dort geltend geworden. Ihre meist kaufmännisch thätigen Einwohner deutscher Nation stammten aus Hamburg, Bremen, Lübeck. Trotz der verhältnismäßig geringen Mittel haben die Moskauer Gemeinden doch Großes geleistet; sie unterhalten nicht nur eine ganze Reihe von Anstalten zur Pflege von Armen und Kranken, sondern auch drei höhere Schulen: ein Gymnasium, eine Realschule, eine Töchterchule.

Aber die maßgebende Stellung in der evangelischen Kirche des eigentlichen Rußland haben doch die Gemeinden St. Petersburgs gewonnen. An der Entstehung dieser Stadt sind die Ausländer, und besonders norddeutsche Lutheraner, in erster Linie mitbeteiligt gewesen. So hat sie denn auch fast vom ersten Moment ihres Bestehens an ein lutherisches Kirchlein in ihrer Mitte gehabt. Die Stammutter der meisten Gemeinden Petersburgs ist aber eine Hausgemeinde geworden, die der fromme Vizeadmiral Cornelius Cruys (ein in Holland aufgewachsener Norweger) in seinem Hause für Protestanten aller Bekenntnisse begründet hatte. Der direkte Abkömmling dieser Gemeinschaft ist die lutherische Hauptgemeinde zu St. Petri; abgezweigt von hier sind die holländische, französische, deutsche reformierte und die englische Gemeinde. Schon in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts entstanden die schwedische und die finnische Gemeinde, die deutschen Gemeinden zu St. Annen, zu St. Katharinen, beim Kadettenkorps (später St. Michaelis). Mächtige Gönnerschaft begünstigte die reiche Entfaltung des lutherischen Kirchenwesens; schon Admiral Cruys, der „Obervorsteher von den evangelischen und reformierten Kirchen und Schulen in ganz Rußland“, hat ihm bedeutende Vorteile zugewandt; als

er gestorben war, nahm sich der ruhmgekrönte Feldmarschall Graf Münnich seiner Glaubensgenossen machtvoll an; es war ja überhaupt die Zeit, da neben ihm die einflußreichsten Persönlichkeiten Rußlands, ein Biron, Oftermann, Löwenwolde u. s. w. Glieder dieser Gemeinden waren. Freilich haben viele dieser Männer durch die Intriguenwirtschaft, welche sie betrieben, trotz mannigfacher Verdienste ihren Glauben und ihre Nationalität nicht gerade würdig vertreten. Indes hat ihre Tätigkeit doch nicht eine tiefer gehende Reaktion gegen Luthertum und Deutschtum hervorgerufen. Der Nutzen, welchen die Protestanten dem Lande brachten, war doch zu offenkundig, ihre Ergebenheit gegen Thron und Staat zu wenig zu bezweifeln, als daß man sie hätte völlig entbehren mögen. Was die protestantischen Gemeinden Petersburgs empfahl, war insbesondere ihr Schulwesen, das noch jetzt seine auch für die russische Gesellschaft und den russischen Staat segensreichen Wirkungen ausübt. Die Gemeinden zu St. Petri und St. Annen unterhalten völlig aus eigenen Mitteln je fünf Schulen: je ein Gymnasium, eine Realschule, eine Töchterschule, zwei Elementarschulen. Im XIX. Jahrhundert haben auch die reformierte und die St. Katharinen-Gemeinde je ein Gymnasium und eine Realschule eröffnet. (Die übrigen Gemeinden haben wenigstens ihre Kirchenschulen.) Eine lange Reihe ausgezeichneten Direktoren hat diese Schulen zur Blüte gebracht, der eigentliche Begründer der Petrischule war der bekannte Geograph Anton Friedrich Büsching (1760 bis 1765 in Petersburg). Die Unterrichtssprache ist bis jetzt ziemlich unangefochten die deutsche. Groß ist dabei die Anzahl der griechisch-orthodoxen Russen, welche hier ihre Ausbildung empfangen hat und mit Dank darauf zurücksehnt. Weder ihr Glaube noch ihre Nationalität haben dadurch gelitten; als der unschätzbare Vorzug dieser Schulen ist allgemein anerkannt, daß sie der Jugend nicht nur Bildung, sondern auch Erziehung auf christlicher Grundlage bieten.

Was nun das geistliche Leben in den Gemeinden St. Petersburgs anbetrifft, so hat es fast dieselben Stadien durchlaufen, wie dasjenige der baltischen Provinzen, ja wie dasjenige Deutschlands; von hier stammten ja, solange die Universität Dorpat

nicht bestand, alle Pastoren Petersburgs; aber auch durch den beständigen Zuzug von Ausländern war dafür gesorgt, daß die dortigen Richtungen sich sehr bald auch in Petersburg (ebenso wie in Moskau und den übrigen Stadtgemeinden) geltend machten. So haben denn Pietismus und Rationalismus nach einander hier die Gemüther der Pastoren, aber auch der Gemeindeglieder beherrscht; letztere Richtung hat in dem Petersburger Gesangbuch von 1773 eins ihrer traurigsten Machwerke gezeitigt; der Procureur des Justizkollegs, Georg Sahlfeld, verlangte gar in seinem Entwurf einer Kirchenordnung, daß dem Prediger erlaubt werde, zum Text seiner Predigt auch „Niederverse und moralisch edle Sprichwörter und Sätze“ zu wählen. Aber in Petersburg geschah es auch, wie schon gezeigt, daß diesem trockenen Verstandeschristentum eine um so heftigere Erregung des religiösen Gefühls entgegentrat. Es ist auch schon darauf hingewiesen, daß diese Erregung in den höchsten Kreisen der Staatskirche, am Hofe Kaiser Alexanders I., ihren Ausgang nahm; die niederbeugenden und dann wieder erhebenden Eindrücke des Jahres 1812 hatten hier endgiltig den Geist der französischen Aufklärung überwunden und die Gemüther unmittelbar zum reinsten Quell der christlichen Wahrheit, zur heiligen Schrift, hingelenkt. Noch dieses selbe Jahr 1812 sah die russische Bibelgesellschaft entstehen, die den Kaiser selbst zum Mitglied hatte und in kürzester Zeit das weite Reich mit Bibeln in fast allen Sprachen, die in seinem Umkreis gesprochen wurden, versorgte. Wie in der Freude, einen lebendigen Heiland wieder zu bekennen, alle Unterschiede der Konfessionen untergingen, ist auch schon gezeigt. Es waren bezeichnenderweise zwei evangelisch gesinnte Katholiken, Ignaz Lindl und Johannes Gokner, die als Prediger an der katholischen Malteserkirche die Bekenner aller Konfessionen zu einer schwärmerisch erregten Gemeinde vereinigten. Lange dauerte es freilich nicht, so war dieser stürmische Glaubensfrühling verschwunden; die allenthalben in Europa anhebende Restaurationszeit mit ihrem Gegensatz gegen freie Geistesbetätigung machte dieser Bewegung, wenigstens für die Staatskirche, ein schnelles Ende. Lindl und Gokner wurden ausgewiesen (1824), die russische Bibelgesellschaft geschlossen (1826),

um erst unter Alexander II. in bedeutend engeren Grenzen wieder aufzuleben. Doch auch innerhalb der protestantischen Kirche kamen die Unterschiede wieder zu lebhafterer Empfindung, lutherische und reformierte Gemeinden entwickelten sich wieder ihrer Eigenart entsprechend. Allein das konfessionelle Bewußtsein wirkte hier doch niemals eigentlich trennend; obwohl die meisten Pastoren im XIX. Jahrhundert ihre theologische Ausbildung in Dorpat genossen hatten, so wiesen doch die vielen praktischen Aufgaben in den Großstädten auf das engste Zusammengehen aller Protestanten hin.

Für manches große Liebeswerk hat die deutsche reformierte Gemeinde St. Petersburgs sowohl entsprechend der Eigentümlichkeit reformierten Christentums, wie infolge ihrer besonders günstigen äußeren und inneren Verhältnisse die Anregung geboten, so für die Stadtmision und das Sonntagsschulwesen. Dem beständigen Zusammenwirken der Lutheraner und Reformierten, zumal in Petersburg, ist es beschieden gewesen, eine ganze Reihe von gemeinsamen Unternehmungen zur Abhilfe geistlicher und leiblicher Not ins Leben zu rufen; das große Werk der Stadtmision ist schon erwähnt; es ist gegenwärtig von dem evangelischen Verein in die Hand genommen, aber in engster Verbindung mit den Gemeinden. Daneben seien genannt: drei Hospitäler, eines mit einem Diakonissenhaus verbunden, Anstalten für Schwachsinnige, Greise, Sieche, ein Arbeitshaus, eine Bibliothek, die auch den ärmeren Klassen der Bevölkerung Gelegenheit zu guter Lektüre bietet, ein Jünglingsverein mit mehreren Filialen, ein Jungfrauenverein, Sanatorien für Schwindsüchtige und Trinker u. a. Dazu kommen noch die Anstalten, die von einzelnen Gemeinden unterhalten werden: Schulen, Waisenhäuser, Armenhäuser, die Vereine für Armenpflege u. a. Dagegen greifen nicht nur über die einzelne Gemeinde, sondern auch über die ganze Stadt hinaus die Werke der Unterstützungskasse (s. oben), der Predigerwitwen- und Waisenkasse, der evangelischen Bibelgesellschaft. Die äußere Mision wird als Gemeindefache betrieben. Ebenso in den Ostseeprovinzen, und zwar im Anschluß an die Leipziger Misionsgesellschaft. Es sind nicht geringe Anforderungen, die an die Opfer-

willigkeit der Gemeindeglieder gestellt werden; aber bis jetzt ist es immer noch gelungen, bei jedem neu auftretenden Bedürfnis die nötigen Mittel zu beschaffen. Das kirchliche Interesse ist im ganzen ein reges zu nennen, wenn auch so manche Lutheraner theils durch Mischehen, theils durch Aufgeben ihrer Nationalität sich zugleich ihrer Kirche entfremden. Um auch den letzteren, d. h. solchen, die der deutschen Predigt nicht mehr zu folgen vermögen, geistliche Pflege zu bieten, hat sich eine russisch-evangelische Gemeinde gebildet, für welche in russischer Sprache gepredigt wird. So wird denn in der Hauptstadt in nicht weniger als neun Sprachen evangelische Predigt gehalten: deutsch, schwedisch, finnisch, estnisch, lettisch, russisch, französisch, englisch, holländisch. Nicht weniger als 14 Kirchen und mehrere Kapellen dienen diesem Zweck. Im ganzen darf man wohl in Petersburg an 100 000 Protestanten zählen.

Von dem blühenden Gemeindeleben Petersburgs sticht dasjenige in den meisten Provinzstädten recht merklich ab; es sind hier häufig nur kleine Gruppen von Evangelischen, die sich um den Pastor, ja auch nur den Küster oder Lehrer oder ein angesehenes, frommes Gemeindeglied scharen. Dabei sind wohlhabende Leute in diesen Gemeinden nicht gerade oft zu finden, so daß bei aller Opferwilligkeit nicht selten die notwendigsten kirchlichen Ausgaben nicht aus eigenen Mitteln bestritten werden können. Da muß dann die Unterstützungskasse aushelfen. Die größte Schwierigkeit liegt aber darin, daß auch da, wo die Gemeinde ihren eigenen Pastor hat, sie sich doch nicht seiner ungetheilten Wirksamkeit erfreuen kann; denn die meisten dieser Kirchspiele umfassen ein ganzes Gouvernement, ja sogar mehrere, die sibirischen Kirchspiele umfassen Gebiete von der Größe ganz Europas; da muß denn der Pastor einen großen Teil des Jahres auf Reisen zubringen, um allen seinen Gemeindegliedern, manchmal ganz vereinzelt wohnenden Familien, Wort Gottes und Sakrament spenden zu können. Bei dieser Zersplitterung kann an die Weckung regeren kirchlichen Interesses kaum gedacht werden; es ist schon gut, wenn nicht völlige Gleichgültigkeit gegen den Glauben einreißt. Überhaupt hält es schwer, gerade bei den deutschen Gemeindegliedern das Bewußtsein ihrer Zuge-

hörigkeit zur evangelischen Kirche wachzuhalten: in Sitten und Gebräuchen, ja sogar in religiösen Anschauungen übt die Staatskirche großen Einfluß auf sie aus. Evangelische Kirchenschulen, auch nur niederen Ranges, giebt es an sehr wenigen solchen Orten, — an den Staatschulen ist aber für den protestantischen Religionsunterricht nur wenig gesorgt. Da ist es ein Beweis der in der evangelischen Kirche wohnenden Kraft, wenn auch unter diesen erschwerenden Umständen der glimmende Docht nicht erlischt, wenn die Gemeinden sich nicht auflösen. (Man darf nicht sagen, daß die Aufsaugung dieser versprengten deutsch-protestantischen Elemente durch die Russen ein natürlicher und gar wünschenswerter Prozeß wäre; die ihrer Nationalität und ihrem Glauben entfremdeten Deutschen sind für Rußland wertlos, ein Tropfen im Meer. Nur als protestantische Deutsche können sie für Staat und Volk nützlich sein.) Neuerdings entwickelt sich die Lage noch dadurch, daß an den verschiedensten Stellen eine ziemlich starke Einwanderung von Esten und Letten stattfindet; zu der Zersplitterung tritt also noch Vielsprachigkeit. Das Erfreuliche ist nur, daß diese Einwanderer meist mit zäher Treue an ihrem Glauben festhalten und selbst eifrig auf geistliche Versorgung dringen.

Mit nicht geringeren, aber andersartigen Schwierigkeiten haben die Landgemeinden zu kämpfen; da sind zuerst die finnischen Gemeinden Ingermanlands (Gouv. St. Petersburg) zu nennen, die in der Zeit der schwedischen Herrschaft entstanden sind und einen großen Teil der Bevölkerung dieser Gegend in sich schließen. Man kann von ihnen sagen, daß sie eigentlich immer noch nicht die Folgen des nordischen Krieges und seiner Verheerungen verwunden haben. Große Dürftigkeit und geringer Bildungsstand in den Gemeinden erschweren die pastorale Wirksamkeit der meist an der Universität Helsingfors ausgebildeten Pastoren. Dabei ist auch hier Nationalität und Konfession durch die allein gestatteten kommunalen Schulen gefährdet, in welchen häufig nicht lutherische Lehrer angestellt werden und die Muttersprache im Lehrplan keinen Platz findet. Abgesehen davon fehlt es an guten Religionslehrern, da es nicht erlaubt ist, solche aus Finnland heranzuziehen. Eine andersartige Ge-

fahr droht von sektiererischer Seite; es ist besonders die Sekte der Springer, die seit dem Anfang des XIX. Jahrhunderts hier ihr Wesen treibt. Sie hängt mit den pietistischen Bewegungen jener Zeit zusammen und hat ihren Namen daher, daß bei ihren Mitgliedern daß Bewußtsein, vom heiligen Geist erleuchtet zu sein, und die Freude darüber in verzückten Bewegungen zu Tage tritt. Das Vorhandensein dieser Sekte ist immerhin ein Zeichen, daß es in diesen Gemeinden an geistlichen Bedürfnissen nicht fehlt, was auch sonst sich bestätigen läßt. — Wohl den eigenartigsten Bestandteil der evangelischen Kirche Rußlands bilden die Gemeinden in den Kolonien: an der Wolga, in Südrußland, in Wollhynien, aber auch in der Nähe von Petersburg und in geringerer Anzahl auch vereinzelt in anderen Teilen des Reichs.

Die ältesten sind die an der Wolga, an ihren beiden Ufern, der sogenannten Berg- und der sogenannten Wiesenseite, angesiedelten; sie bilden gegenwärtig 31 Kirchspiele, die in 2 Propsteien zusammengefaßt sind, und zählen gegen 300 000 Bewohner. Ihrer Abkunft nach stammen sie aus allen Teilen Deutschlands, selbst aus Elsaß-Lothringen, auch aus der Schweiz, ja aus Holland. Die Kaiserin Katharina II., welche sie 1763 ins Land gerufen und ihnen die denkbar günstigsten Bedingungen gestellt, ihnen Erhaltung ihrer Sprache, Sitte, Ordnung und vor allem freie Religionsübung versprochen, wollte an ihnen Musterwirte und Lehrer für die halb oder ganz wilde Bevölkerung dieser Gegenden gewinnen. Leider haben sich diese Hoffnungen nicht erfüllt; die Kolonisten haben, statt Lehrer zu sein, ihren Nachbarn die verhängnisvollsten Eigentümlichkeiten: Gemeindebesitz und Raubbau abgelernt und sind insofgedessen nach zeitweiligem bedeutendem Wohlstand zum großen Teil stark verarmt. — In kirchlicher Hinsicht leiden auch hier die Gemeinden an Zersplitterung, da zu vielen Kirchspielen mehrere Kolonien gehören. Andererseits fehlt es nicht an Eifer für Zwecke der Kirche und Schule. Jede, auch die kleinste Kolonie hält darauf, ihr eigenes Schul- und Bethaus, wenn nicht gar ihre eigene Kirche zu haben. Es besteht eine Art von Schulzwang; freilich fehlt dafür der häusliche Unterricht und die Ausbildung der

Lehrer läßt manches zu wünschen übrig, da ein protestantisches Seminar sich nicht einrichten läßt. Die Verstaatlichung der Schule hat natürlich auch hier neue schwierige Fragen aufgeworfen. Für das Maß kirchlichen Verständnisses ist es bezeichnend, daß die ziemlich zahlreichen Reformierten sich seit jeher ruhig von lutherischen Pastoren bedienen lassen. So ist auch für sektiererische Bemühungen der Boden günstig: einerseits hat die pietistische Sekte der „Brüder“, die zur Kirche nicht gerade in feindlichem Verhältnis steht, sondern nur eine Sammlung der erweckten Christen anstrebt, Anhänger gefunden, andererseits ist die Propaganda der Baptisten auch hierher vorgedrungen.

Ein weit erfreulicheres Bild bieten die Kolonien in Südrußland, die in breitem Gürtel landeinwärts von der Nordküste des Schwarzen Meeres angesiedelt sind, besonders zahlreich in den Gouvernements Bessarabien, Chersson und Taurien. Sie sind in 33 Kirchspiele eingepfarrt und diese sind in 2 Propsteien zusammengeschlossen. Im Jahre 1803 ist der Hauptstamm dieser Kolonisten, einem Rufe Kaiser Alexanders I. folgend, ins Land gekommen. Es waren zum größeren Teile Württemberger, zum geringeren Norddeutsche, die damals einwanderten. Noch heutzutage ist der Unterschied zwischen den „Schwaben“ und „Raczuben“ (so werden die Norddeutschen genannt) deutlich zu merken, in der Sprache sowohl, wie in den Sitten, am meisten aber wohl in ihrer kirchlichen Stellung. Denn die Württemberger haben aus der Heimat die Neigung mitgebracht, durch private Erbauung in kleinen Kreisen, durch das sogenannte „Stundehalten“, das von der Kirche Dargebotene zu ergänzen; aber auch manche der kleinen schwäbischen Sekten pietistischen Charakters sind mit herübergepflanzt worden. Infolgedessen haben sich denn auch die Sendboten der Baptisten, Methodisten, Adventisten hineinzudrängen gewußt, während die Mennoniten ihre eigenen, sehr zahlreichen und blühenden Niederlassungen in denselben Gegenden haben. Die pietistischen „Brüder“ dagegen leben mitten in den Gemeinden und spielen eine bedeutende Rolle in ihnen.

Sind auch die äußeren Verhältnisse dieser Kolonien nicht glänzend, wie die so häufig auftretenden Hungerjahre beweisen,

so liegt das doch hier weniger an den Kolonisten; diese haben meist noch ihre deutsche Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe bewahrt. Die klimatischen Verhältnisse tragen wohl die Hauptschuld. — Es herrscht noch vielfach reger kirchlicher Sinn, der sich in Opferwilligkeit äußert; sogar größere Liebeswerke sind hier zu stande gekommen: ein Diakonissenhaus, Hospitäler, Taubstummenanstalten u. a. Besonderes Interesse wird der äußeren Mission entgegengebracht (doch darf die ursprüngliche Verbindung mit der Baseler Mission, welche diesen Kolonien mehrere der ersten Pastoren gestellt hat, nicht aufrecht erhalten werden. Im ganzen Reich sind ja nur Zahlungen für die Leipziger Mission und die dänische erlaubt). Aber auch die Arbeit an Israel hat in der inmitten der Kolonien gelegenen Stadt Kischinew eine gesegnete Stätte. — Das Schulwesen, das auch hier ursprünglich mit dem Kirchenwesen aufs engste verbunden war, ist durch Verstaatlichung dem Einfluß der Pastoren und Gemeinden fast ganz entzogen. Vermehrte Sorge für den Religionsunterricht, wie die Ausbildung der Lehrer in Religion und Muttersprache, muß nun den Mangel ersetzen. Einen gewissen Mittelpunkt des kirchlichen Lebens haben die südrussischen Gemeinden an dem wohlgeordneten Kirchenwesen der Stadt Odessa, wie die Wolga-Kolonien an Saratow. — Schwieriger liegen die Verhältnisse in Wolhynien, wo eine Unzahl kleiner Kolonien gerade in der letzten Zeit emporgesprossen ist, während eben erst durch Errichtung von Pfarr-Adjunkturen für genügende geistliche Versorgung gesorgt werden kann. Kirchen- und Schulwesen hat hier noch mit den Nöten der ersten Einrichtung zu kämpfen, außerdem aber noch mit der Ungunst der russischen Presse, welche immer wieder versucht, die deutsche Einwanderung als eine Gefahr für das Reich und eine Veranstaltung zur Germanisation des Landvolkes hinzustellen, während doch die ersten segensreichen Wirkungen der beginnenden Kultur in diesen unwirklichen Gegenden offen zu Tage treten.

Zum Glück scheint wenigstens der Verdacht aufgehört zu haben, als wenn die lutherischen Kolonisten mit ihren Pastoren an der russischen Stundistenbewegung Schuld trügen. Diese viel genannte Sekte der Stundisten, die gerne als Zeugnis evangelischer Regun-

gen in der Russischen Kirche aufgefaßt wird, hat durch das „Stundehalten“ der Kolonisten und vor allem durch das in deren Kreisen eifrig betriebene Bibellefen allerdings eine Anregung gewonnen, aber direkt wirksam auf die Bewegung sind nur die Baptisten geworden. Infolge der großen Unbildung und des Druckes, unter dem die Stundisten stehen, ist ihre Lehre höchst verworren und mit allerlei fremdartigen Elementen versehen, nur der Grundtrieb, der auf Erinnerung des Christentums und auf sittliche Ausgestaltung des Lebens gerichtet ist, sowie die Märtyrerfreudigkeit dieser schlichten Leute sind anzuerkennen. Die entsprechende Bewegung in den gebildeten Kreisen Rußlands, die auf den Obersten Paschkow zurückgeht, ist dagegen methodistisch beeinflusst. Noch weniger protestantische Elemente enthält die Lehre des Grafen Leo Tolstoi: sie ist ein rein russisches Gebilde und es besteht am ehesten eine Ähnlichkeit zwischen ihr und dem kulturfeindlichen alt-orientalischen Mönchtum.

Ein ganz von der übrigen evangelischen Kirche Rußlands getrenntes, dem Generalkonsistorium nicht unterstehendes Kirchenwesen ist noch zu besprechen: dasjenige des ehemaligen Königreichs Polen. Es ist altprotestantischer Boden, den wir hiermit betreten. Denn im XVI. Jahrhundert ist wohl der größere Teil des damals allein maßgebenden polnisch-litauischen Adels protestantisch gewesen. Freilich waren hier drei verschiedene Bekenntnisse nebeneinander vertreten, das lutherische, reformierte und das der böhmischen Brüder; trotz der Vereinigung zu Sandomir 1570 war die Eintracht nur gering unter ihnen. Außerdem duldete der Freiheitsfönn der Polen keine zu straffe Kirchenverfassung, jeder Edelmann konnte in seinem Besitz nach Gutdünken verfahren. Nicht einmal eine einheitliche Vertretung bei der Regierung ließ sich herstellen, auch nicht ein planmäßiges Zusammengehen mit den in gleicher Lage Rom gegenüber befindlichen Griechisch-Orthodoxen der russischen Provinzen Polens. So ist es, obwohl die Landesgesetze den Protestanten volle Gleichberechtigung zusicherten, den Jesuiten, sowie den von ihnen beherrschten Königen und Magnaten gelungen, den Protestantismus bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts fast völlig aus-

zurotten. Prämien für den Übertritt zum Katholizismus und straflos bleibende Vergewaltigung der Protestanten, das waren die Hauptmittel, die den Untergang dieser großen und blühenden Kirche beförderten. Verhängnisvoll war es freilich auch, daß die polnischen Protestanten so wenig dafür getan hatten, das ihnen bedingungslos untergebene Landvolk mit evangelischem Geiste zu durchdringen. Als Polen hauptsächlich infolge der unseligen Verfolgungswut gegen andersgläubige und anderssprachige Teile seiner Bevölkerung zusammenbrach, da erst kamen bessere Zeiten für den Protestantismus. Die jetzigen polnischen Lutheraner sind zum weitaus größten Teil eingewanderte Deutsche, besonders solche, die in der Zeit der kurzen preußischen Herrschaft (1795—1806) ins Land gekommen sind. Infolge der großen polnischen Aufstände ist ein Teil dieser Einwanderer weiter gezogen, besonders nach Wolhynien, wo wir ihnen in den dortigen Kolonisten begegnet sind. Indessen hat das aufblühende Fabrikwesen (besonders in Lodz) neue Protestanten ins Land gebracht. Diese polnisch-lutherische und die weit weniger bekennerreiche polnisch-reformierte Kirche haben ihre eigenen Konsistorien. Erstere gliedert sich in 4 Diözesen, mit Superintendenten an der Spitze. Den Mittelpunkt des kirchlichen Lebens bildet auch hier die alljährlich zusammentretende allgemeine Synode. —

Der alte Feind der evangelischen Kirche, der Romanismus, ist noch immer sehr rege, aber so ziemlich ohne Macht. Dagegen macht die polnische Nationalität auf Kosten der deutschen ständige Fortschritte, besonders wo die Deutschen nicht in dichten Massen bei einander wohnen. Infolgedessen muß auch die Kirche, um ihre polonisierten Glieder nicht in die stets lockende römische Kirche zu treiben, das Polnische als gottesdienstliche Sprache befördern. Dieser Prozeß ist im Fortschreiten begriffen, seit die Regierung auch hier das deutsche protestantische Schulwesen beseitigt hat. Eine andere Schwierigkeit bietet dem Wirken der Pastoren Polens die Fabrikbevölkerung; hier dem Unglauben und der sittlichen Verkommenheit Schranken zu setzen, wird eifrig, besonders in Lodz und Umgebung, gearbeitet. Eine schwere Gefahr für das kirchliche Leben ist die Bedeutung der Juden in

diesen Gebieten. — Ähnliche Verhältnisse herrschen in der selbstständig verwalteten reformierten Kirche Littauens (die Polen, Littauer und Deutsche umfaßt), während die lutherische dem furländischen Konsistorialbezirk unterstellt und also einem starken protestantischen Kirchenwesen angegliedert ist. Ihre Gemeinden bestehen aus Deutschen, Letten und Littauern.

Von weit geringerer Bedeutung sind andere noch selbstständige Teile der protestantischen Kirche Rußlands, wie die separierten Gemeinden in den Kolonien Grufiens, seit 1818 bestehend; sie werden von Württembergern gebildet, die ihre Heimat verließen, als dort der Rationalismus einzudringen begann. Die Regierung bewilligte ihnen volle kirchliche Selbstständigkeit. — Solcher genießt auch die Gemeinde zu Archangel am Weißen Meer, die auf eigene Hand eine Union zwischen Lutherischen und Reformierten hergestellt hat. — Die Brüdergemeinde hat dagegen vor kurzem ihre Niederlassungen in Sarepta an der Wolga und in Petersburg aufgelöst, nachdem sie über ein Jahrhundert bestanden und besonders in der Zeit der Aufklärung sich um die Erhaltung eines tieferen Glaubens in den Gemeinden verdient gemacht hatten.

Eine besondere Erwähnung verdienen noch die Reste der armenischen-lutherischen Missionskirche im Kaukasus, die, von der Baseler Mission begründet, 1832 hat eingehen müssen, da allen nicht orthodoxen Kirchen verboten ist, auf russischem Gebiete Mission zu treiben.

Nur in ganz flüchtigen Umrissen hat das so vielgestaltige protestantische Kirchenwesen Rußlands gezeichnet werden können; es genügt, wenn der Eindruck erweckt ist, daß der Protestantismus in diesem Gebiet, bei allen Schwierigkeiten lebendig und kräftig, seinen Bekennern Kräfte ewigen Lebens reichlich darbietet, aber sie auch befähigt, als treue Bürger des Staates, dem sie angehören, ihre Pflichten gewissenhaft zu erfüllen, „nicht mit Dienst allein vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern als die Knechte Christi“, daß sie „solchen Willen Gottes“ tun „von Herzen, mit gutem Willen“.

Geographisch und politisch mit dem hier behandelten Gebiet zusammengehörig, der Geschichte, der Kultur, den rechtlichen Verhältnissen nach von ihm grundverschieden, vielmehr den skandinavischen Ländern aufs engste verwandt, so läßt sich Finnland charakterisieren, so auch seine Kirche. — Die lutherische Kirche Finnlands ist hier nicht nur einfach als die Landeskirche anzusehen, sie ist geradezu die Staatskirche dieses Landes. Das hängt mit ihrer und der schwedischen Kirche (von der sie ja nur ein Teil war) Vergangenheit zusammen. Die Reformation Schwedens sowohl wie Finnlands hat von Anfang an in der Hand des Staates, oder vielmehr König Gustav Wasas gelegen: so hat sie sich denn fast ganz ruhig und allmählich vollzogen. Man hatte fast während des ganzen XVI. Jahrhunderts nicht das Bewußtsein, daß etwas Neues eingeführt worden sei, sondern glaubte immer noch katholisch zu sein. Erst der Versuch Johannis III., unmerklich das Land zu verbesserten katholischen Ordnungen zurückzuführen, brachte dem schwedischen Volke sein lutherisch gewordenes Kirchentum zum Bewußtsein. So ist denn die große Kirchenversammlung zu Upsala 1593 als der Abschluß der schwedischen Reformation zu betrachten. In Finnland verlief auch diese Krisis ruhiger und friedlicher. Einerseits waren hier die katholischen Verfassungsformen und Ceremonien noch weniger angetastet worden, als in Schweden, andererseits war die Bildung des Volkes und seiner Geistlichen noch nicht so weit vorgeschritten gewesen, um die Lehrunterschiede klar erfassen zu können. Vor allen Dingen hatten aber die Reformatoren Finnlands ein Werk ins Leben gerufen, das sich nicht mehr rückgängig machen ließ: die finnische Schriftsprache und Litteratur, als deren Schöpfer der in Wittenberg gebildete finnische Fischersohn Michael Agricola (später Bischof von Åbo, gestorben 1557) anzusehen ist; er hat sogar schon das ganze Neue Testament und Teile des Alten ins Finnische übersetzt. Damit war der Grund zum lutherischen Kirchentum in der Seele des Landvolkes selbst gelegt und der richtige Grundsatz Gustav Wasas, daß erst belehrt und dann reformiert werden müsse, in die Tat umgesetzt.

Agricolas Werk ist von dem Bischof von Wiborg (später von Åbo) Paul Juusten (gestorben 1576) und gerade von dem-

jenigen, den Johann III. zum Zweck katholischer Gegenreformation zum einzigen Bischof Finnlands erhoben hatte, Ericus Erii (gestorben 1625) weiter fortgeführt worden, wenn auch zunächst die Zerrüttung des Schulwesens, die Armut des Landes, äußere Kriege und innere Unruhen die Früchte des großen Werkes noch nicht reifen ließen. Erst mit Gustav Adolfs Regierung beginnen auch hier die planmäßigen Bemühungen der Regierung, das Kirchenwesen zu heben und zwar hauptsächlich durch Förderung des Schulwesens. Nach dieser Richtung konnte Gustav Adolf selbst freilich nur mehr anregend wirken: war doch durch sein größtes Lebenswerk, die Rettung des Protestantismus in Mitteleuropa, seine Tätigkeit zu sehr nach auswärts gerichtet. An diesem Werk hat auch Finnland mittelbar bedeutenden Anteil gehabt: ein unverhältnismäßig großer Teil seiner waffenfähigen Männer hat sich auf Deutschlands Schlachtfeldern mit unverwelklichem Ruhm bedeckt. Aber noch nach einer andern Richtung hin hat Gustav Adolf für Finnland und mittelbar für seine Kirche epochemachend gewirkt. Auch in Finnland stehen ja, wie in den Ostseeprovinzen, zwei Nationalitäten als Bewohner desselben Bodens nebeneinander: die Schweden — in den Städten und an der Küste, die Kolonisatoren des Landes, welche ihm die Anfänge der Gesittung und Bildung, das Christentum und die Reformation gebracht, und die Finnen — der größte Teil des eigentlichen Landvolkes. Aber das Verhältnis der beiden Nationalitäten hat doch von Anfang an nicht ganz dasselbe werden können, wie in den Ostseeprovinzen: einerseits wohl, weil der Bauernstand in Schweden von jeher frei war, was auch für Finnland galt, andererseits, weil es eine starke Regierung gab, welche die Macht der oberen Stände, der Schweden, doch noch schließlich beschränkte. Nur die Abgelegenheit des Landes hat Willkürlichkeiten und Bedrückungen Vorschub geleistet. Da aber hat Gustav Adolf Wandel geschafft, sowohl durch persönliches Eintreten, wie durch die erste Einrichtung einer festen Verwaltung, die beide Völker in ein größeres Gleichgewicht setzte. Den eigentlichen Wendepunkt bezeichnet jedoch die Regierung der Königin Christine und insbesondere die Verwaltung des Grafen Per (Peter) Brahe (1637—1641

und 1648—1654). Als eine der Hauptbedingungen für das Wohl und die günstige Entwicklung des Landes erkannte dieser große Mann die Förderung des gesamten Unterrichtswesens; sein Verdienst war die Eröffnung der Hochschule zu Åbo (1640), die Finnland mit tüchtigen Männern für alle Zweige kirchlicher und staatlicher Tätigkeit versorgt und besonders auch viele Schweden in das Land herübergezogen hat, auf diese Weise eine regere Verbindung mit der Kulturwelt herstellend. Die Vorbedingung für das Blühen einer Universität ist aber ein geordnetes Schulwesen; auch für dieses hat Brahe Sorge getragen; höhere und niedere Stadtschulen, ja auch die Anfänge der Volksschule hat er ins Leben gerufen. Ihm zur Seite wirkte auf kirchlichem Gebiete eine Reihe tüchtiger Bischöfe: Isaac Rothovius, Eskil Petraeus, Johann Terserus. Jetzt erst wurde durch sie auch das kirchliche Leben in feste Bahnen gelenkt. Die Universität vermittelte die geistlichen Kräfte, welche dem Lande und Volke nahe standen, zugleich erhielt damals das Volk finnischer Nationalität die ganze Bibel (1642), sowie ein reiches ausgestattetes Gesangbuch in seiner Sprache.

Die lebhafteste staatliche Fürsorge für die geistigen und geistlichen Bedürfnisse des Landes hat freilich für eines seiner Gebiete auch ungünstige Folgen gehabt; in den 1617 von Rußland neu erworbenen Provinzen Rezhholm (am Ladogasee) und Ingermanland glaubte die schwedische Regierung den dortigen griechisch-katholischen Einwohnern die Segnungen lutherischen Glaubens auch wider ihren Willen zuwenden zu können; offene Gewalt wurde zwar verschmäht, aber von Ersetzung griechischer Priester durch lutherische Pastoren, weltlichen Vorteilen, die den Geistlichen und ihren Beichtkindern versprochen wurden, von Einführung lutherischer Bücher erwartete man die baldige Verschmelzung der neuen Untertanen mit den alten. Doch nur unzuverlässige Elemente wurden gewonnen; die besseren blieben, wie das immer geschieht, solchen Mitteln gegenüber unzugänglich. Auch die lutherische Kirche mußte durch Erfahrung lernen, daß Geistliches geistlich gerichtet sein will und daß auf geistlichem Gebiet die Anwendung äußerer Mittel nur ungeistliche Wirkungen erzielt. — Die höchste Stufe erreichte das Staatskirchentum

hier, wie in den Ostseeprovinzen, unter Karl XI.; die Vertreter dieser Kirchenpolitik waren hier die beiden Gezelius, Vater und Sohn, die einander als Bischöfe von Åbo folgten, beide hochverdient um Beförderung der kirchlichen Ordnung und der Volksbildung, aber auch beide von durchaus geseglicher Auffassung der lutherischen Kirchenlehre erfüllt; sie haben die eben damals auftauchenden Regungen Spenerschen Pietismus nicht nur mit kirchlichen, sondern auch mit bürgerlichen Strafen verfolgt. Der schwerste Schaden der Regierung Karls XI., die Verachtung verfassungsmäßig verbriefteter Rechte, hat sich in Finnland nur wenig geltend gemacht, denn hier hatten die Reduktionen etwas mehr Recht und schafften die hier nicht historisch erwachsene Gewalt der großen Grundbesitzer über das Landvolk hinweg. Aber an dem Resultate der gesamten Politik Karls XI. und XII. hatte auch Finnland schwer zu tragen; der nordische Krieg zerstörte auch hier fast völlig nicht nur den Wohlstand der Bevölkerung, sondern auch die Anfänge kirchlicher Ordnung, Bildung und Gefittung. Zugleich gingen die Grenzprovinzen, ein Teil von Reholm und ganz Ingermanland, unwiederbringlich verloren, dann aber auch — und das war viel empfindlicher — ein Teil der Provinz Wiborg mit dieser Stadt selbst. Schwedens Gewalt über Finnland begann sich zu lösen. Bis zum Jahre 1809 blieb Finnland zerspalten (1743 im Frieden zu Åbo war noch ein weiterer Teil an Rußland abgetreten worden). Im schwedischen Finnland wurde noch während des nordischen Krieges die Ordnung der Kirche und Schule notdürftig wieder hergestellt. Der russische Oberbefehlshaber, der edle Fürst Michael Galizyn, war es selbst, der im Geiste seines großen Kaisers dafür sorgte.

Nach dem Friedensschluß wurde von Schweden aus in der für dieses selbst so verderblichen Zeit der Ständeherrschaft aufs eifrigste für Finnlands Aufblühen gesorgt; aber die allgemeine Richtung des Geistes drängte mehr den Fragen des äußeren Wohlstandes zu; das zeigte sich auch in den Interessen, welche den geistlichen Stand beherrschten. Auch er scheint mehr um die Hebung des Volkswohlstandes, als um diejenige des kirchlichen Lebens besorgt gewesen zu sein. Eine Reihe hervorragender Naturforscher, Schüler Linnés, sehen wir nacheinander

den Åboer Bischofsstuhl besteigen: Browallius, Mennander, Jacob Gadolin. Von der altlutherischen Orthodoxie ist wenig mehr nach dem nordischen Kriege zu merken, in den unteren Klassen machen sich pietistische und schwärmerische Strömungen bemerkbar, in den oberen greift der Rationalismus um sich. Die glänzende Zeit König Gustavs III. stand ja ganz unter dem Banne der Aufklärungsideen. Auch für Finnland, besonders seine Universität, war es eine Zeit wissenschaftlicher Blüte; vor allem kam sie der Erforschung der Vergangenheit des Landes zu gute, die durch die großen Gelehrten H. G. Porthan und J. Tengström gefördert wurde. Die Sache der Volksschule machte indes nur wenig Fortschritte. Damit hing es zusammen, daß sich gerade in dieser Zeit das Übergewicht des schwedischen Elementes in der Bevölkerung ausbildete. Das finnische Element trat geistig noch wenig hervor. In dem sogenannten Altfinnland aber, das unter russischer Herrschaft stand und durch Auswanderung viele seiner tüchtigsten Kräfte verloren hatte, überwog der Einfluß der Deutschen aus den Ostseeprovinzen, der von der Regierung als willkommene Unterstützung verwandt wurde, um diesen neuen Gebieten die Anfänge der Kultur wenigstens zu erhalten. Der nach Westen unaufhaltfam vordringenden russischen Macht vermochte Schweden auf die Dauer nicht mehr zu widerstehen, im Jahre 1809 mußte es Finnland aufgeben und somit ward das ganze Land wieder unter einem Scepter vereinigt; aber nach dem erhabenen Herrscherwillen und der weisen Einsicht Kaiser Alexanders I. sollte dieses Land, das auf eine so ganz anders geartete historische Vergangenheit zurückblickte, in jeder Beziehung ganz von Rußland verschiedene Verhältnisse aufwies, auch ganz anders regiert werden. Dieses Volk war soweit entwickelt und gesittet, um sich selbst verwalten zu können; so erforderte sein Interesse, aber auch dasjenige Rußlands, das sich unbekümmert um diese neue Erwerbung, von dieser Seite gegen jeden Feind gesichert, der Erfüllung seiner eigenen Aufgaben hingeben konnte, die Einrichtung einer vollständigen Selbstverwaltung.

Wie auch die staatsrechtliche Beurteilung des Verhältnisses zwischen Finnland und Rußland, das durch den Landtag zu

Borgå und den Friedensschluß von Fredrikshamn 1809 begründet worden ist, ausfallen möge, tatsächlich ist Finnland durch die damals getroffenen Einrichtungen ein besonderes Staatswesen geworden, das von seinem Oberhaupt, dem Kaiser von Rußland, der zugleich den Titel eines Großfürsten von Finnland annahm, nach besonderen Gesetzen und durch besondere Organe regiert wurde. Der Hauptgrundsatz, nach dem bei der Neueinrichtung Finnlands das Verfahren sich richtete, war die genaue Berücksichtigung der in der schwedischen Zeit erreichten Stufe politischer, geistiger und religiöser Reife. — Rußland hat die weisen Entschlüsse Kaiser Alexanders I. und seines erleuchteten Ratgebers, Michael Speranski, nicht zu bereuen gehabt. Die Trennung von Schweden wurde in Finnland rasch verwunden; in jeder Beziehung entwickelten sich die Ordnungen des Landes und die Lebensbedingungen seiner Bevölkerung glücklich; durch seinen regen Sinn für strenge Gesetzmäßigkeit und seinen Eifer nicht nur für materielle, sondern auch für höhere geistige Kultur zeigte sich das Volk seiner Freiheit und des ihm durch das mächtige russische Reich gewährten Schutzes würdig, insbesondere auch des glücklichen Umstandes, daß es fast zwei Menschenalter hindurch gar keine Ausgaben für Heer- und Verteidigungswesen zu leisten hatte. Mag auch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit Rußland und der Pflicht, an dessen Lasten mitzutragen, niemals ein sehr lebhaftes gewesen sein, es war doch der Wohlstand und die Wohlordnung dieses Teiles des Gesamtreiches nicht auf Kosten der anderen Teile erzielt und irgend einen Nachteil davon haben diese niemals verspürt.

Die Sonderexistenz Finnlands und der ununterbrochene Zusammenhang mit der schwedischen Periode zeigten sich auch im kirchlichen Leben; die lutherische Kirche gilt hier wie gesagt als Staatskirche, so sehr, daß erst 1827 den griechisch-katholischen Bürgern des Landes ungehinderter Zutritt zu den finnischen Civil- und Militärämtern gestattet wurde. Die Vorrechte bei Wiskehen, welche für die griechisch-katholische Kirche in den Ostseeprovinzen seit 1794 in Anspruch genommen worden sind, haben in Finnland nie Anwendung gefunden.

Die Verfassung der Kirche knüpfte durchaus an die in

schwedischer Zeit bestehende an, ja es wurde sogar der früher an Rußland abgetretene Teil wie in politischer, so auch in kirchlicher Hinsicht wieder mit dem Hauptteil vereinigt. Der Bischof von Åbo — jetzt Erzbischof genannt — trat an die Spitze des ganzen Kirchenwesens, das in vier Stifter nunmehr geteilt ist. Die Stelle der Konsistorien vertreten hier die Domkapitel. Eine ganz besondere Bedeutung erhält die Geistlichkeit dadurch, daß sie — als Priesterstand — an der Regierung des ganzen Landes neben den drei anderen Ständen (Adel, Bürger und Bauern) beteiligt ist, d. h. Sitz und Stimme auf den Landtagen hat. Es ist natürlich, daß auch ihr Interessentkreis von dieser politischen Aufgabe wesentlich mitbestimmt wird. Nach einer andern Seite ist ihre Bedeutung freilich beschränkt worden, indem die Volksschule 1869 endgiltig verstaatlicht wurde. Dennoch haben die Pastoren in dem weitaus größten Teile der Schulen, wenn auch als Beamte der Schuloberbehörde, die Aufsicht behalten. So ist die Sorge für Bildung und Belehrung des Volkes ein wesentlicher Teil der geistlichen Arbeit geblieben; sie verbindet aber auch die Pastoren noch fortdauernd mit diesem Gegenstand des vorzüglichsten nationalen Interesses. Denn das Schulwesen, insbesondere das Volksschulwesen, ist der eigentliche Stolz und die Freude Finnlands; in ihm erweist sich wohl am glänzendsten die wohlthätige Wirkung und der Wert seiner staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen. Auf dem eigentlich religiösen Gebiet hat es im XIX. Jahrhundert tiefgehende Bewegung gegeben: der Pietismus hat, auch hier in gesteigerter Form, den Nationalismus überwunden und selbst in der theologischen Fakultät (seit 1827 befindet sich die Universität in Helsingfors) sich Geltung erobert; ihm trat, ganz wie in den Ostseeprovinzen, eine lutherische Richtung entgegen, zuerst in dem Pastor F. G. Hedberg. — Die Arbeit der theologischen Fakultät steht vor allem im Dienst des eigenen Landes: ihre dogmatischen Richtungen spiegeln diejenigen innerhalb der konservativen Theologie Deutschlands wieder. — Bemerkenswert ist es, daß auch die finnische Sprache (durch W. Ingman) der theologischen Gedankenwelt zugänglich gemacht wurde.

Die schwierigste Frage, auch für die Kirche Finnlands,

ist — ebenfalls wie in den Ostseeprovinzen — in dem schon erwähnten Nebeneinander verschiedener Nationalitäten auf demselben Boden zu sehen; etwa seit dem Anfang des XIX. Jahrhunderts ist das finnische Volk zum Selbstbewußtsein erwacht und hat sich die Berücksichtigung seiner Sprache auf allen Lebensgebieten, ja sogar in Gleichberechtigung mit der schwedischen, erobert. Auch hier neigt die Bewegung dazu, zu vergessen, daß Religion und Kultur dem finnischen Volke von den Schweden gebracht worden sind und daß die Verbindung mit der westeuropäischen Kulturwelt, aber auch mit der protestantischen Glaubensgemeinschaft, darauf beruht, daß die schwedische Sprache erhalten und gepflegt wird, ja ihre vorherrschende Stellung behält. Überhaupt aber werden die verschiedenen Nationalitäten, welche innerhalb der russischen Grenzen zum protestantischen Glauben sich bekennen (nach einer neueren Berechnung umschließen sie insgesamt mehr als 6 Millionen Menschen, davon ca.  $3\frac{3}{4}$  in Rußland, ca.  $2\frac{1}{4}$  in Finnland), dessen eingedenk sein müssen, daß in diesem Glauben nicht nur das einigende Band zu sehen ist, das sie stärkt und ihre Besonderheiten heilsam regelt, sondern daß in ihm auch ihre wahre Kraft liegt und die Gewähr, daß ihre Leistungen Wert haben nicht allein für die Reiche dieser Welt, sondern vor allem für das Reich Gottes. —

Der vorstehende Aufsatz ist vor 10 Jahren erschienen. Die wichtige Entwicklung der letzten Zeit nachzutragen, ist hier nicht der Ort.

D. G.

# Inhalt.

---

	Seite.
Borwort . . . . .	3 — 6
Schriftenverzeichnis . . . . .	7 — 8
Reden bei der Einfargungsfeier . . . . .	9 — 24
Feier in der Universitätskirche . . . . .	25 — 36
Feier in St. Petersburg . . . . .	37 — 42
Predigt über Haggai 2, 1—4. . . . .	43 — 54
Der Protestantismus in Osteuropa . . . . .	55—111

---